PZ
31
.D4
V. 8

FT MEADE
GenColl

Am starken Faden.

Linde Hand.

LIBRARY OF CONGRESS.

PZ31

Chap. ..... Copyright No. .....

Shelf .D4

V.8

UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsche-Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Achtes Bändchen.

„Am starken Faden.“—„Linde Hand.“

Zwei Geschichten von H. Fries.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
JUN 21 1889
18723
WASHINGTON.

Verlag der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

PZ31
I4
v.8

Entered, according to act of Congress, in the year 1888,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Am starken Faden.

1. Im Zwischendeck.

„Glückliche Fahrt!“ rief der Jollenführer im Hamburger Hafen einem jungen Menschen nach, welchen er an die Fallreeps-Treppe der Thuringia gebracht, eines jener großen Auswanderer-Dampfschiffe, welche zweimal in jedem Monat viele Hunderte von Auswanderern hinüberführen übers Weltmeer.

Diese Treppe zählt 22 Stufen hinauf bis zum Bord des schwimmenden Kolosses; darum ist es denn auch nicht zum Verwundern, daß der junge Mann, der kaum seine 20 Jahre zählen mochte und noch nie ein wirkliches Seeschiff gesehen, mit etwas bedenklicher Miene aufwärts blickte, ehe er, aus der Jolle springend, den Fuß auf die schmalen Stufen setzte. Doch richtete er sich elastisch empor, als schüttelte er etwas von sich, und lief dann gewandt und leicht, wie es einem guten Turner ziemt, die Stufen hinauf. Oben, wo man von der Treppe aufs Deck des Schiffes tritt, stand ein gut gekleideter Seemann, im blauen Wollhemde und blanken Wachstuchhut, die Ankömmlinge zu empfangen und zurecht zu weisen.

„Ins Zwischendeck! Abteilung für ledige Männer!“ spricht der Seemann teilnahmlos und geschäftsmäßig zu unserm jungen Auswanderer und weist nach der Mitte des

Schiffes, wo Treppen abwärts führen. Hin und her verstreut über die ganze, weithin sich dehnende Länge des Schiffes stehen Gruppen von Menschen und einzelne. Das Schiffsvolk ist geschäftig, alles zur Abfahrt, die am nächsten Tage stattfinden soll, klar zu machen.

Der junge Mensch kann sich noch nicht entschließen hinabzusteigen. Hier oben ist's doch hell und luftig. Die Aprilsonne scheint warm und belebend auf all dies bunte Treiben. Er blickt hinüber ans nahe Ufer, wo dicht aufeinander gebaut, vom Steinkohlenrauch angeschwärzt, sich die hohen Häuser an den Hafen herandrängen. Öde, einförmige Steinmassen! Das Auge findet keinen Fleck, auf dem es ruhen möchte! — Doch, da ist hoch oben, auf dem platten Dach des tiefer liegenden Gebäudes, eine Art von Garten angelegt, mit einem luftigen Dach überbaut, die begrenzende Mauer mit grünem Laubwerk bekleidet; unter einem Rebendach steht eine weiße Bank.

Das Auge unseres jungen Auswanderers ruht lange auf diesem einzigen grünen Fleck. Gedanken, Erinnerungen steigen in ihm auf. Vielleicht denkt er an den Garten in der Heimat, an die Laube drin, wo auch eine weiße Bank steht, wo er schon als Kind seine Spiele getrieben. Aber der Ausdruck seines Antlitzes, der Blick der großen, düster beschatteten Augen, das Zucken der feinen Lippen thut nicht etwa Wehmut kund. Es liegt etwas Finsteres in diesen Mienen, ein verhaltener Groll, ein unbeugsamer Trotz, ein Kämpfen und Ringen gegen die weicheren, besseren Gefühle des Menschenherzens, wie sie doch so natürlich sind beim Scheiden von der Heimat und beim Hinausgehen in eine dunkle, ernste Zukunft. Und doch ist

dies Menschenherz noch so jung, so blutjung! Die Formen des schlanken Leibes sind so zart, so schmächtig noch, die Linien des bleichen Gesichts so jugendlich. Wenn nicht auf der Oberlippe das erste, mit besonderer Sorgfalt gepflegte Barthaar sich zeigte, man würde dies Antlitz für noch jünger halten.

Jetzt wendet er sich mit einer raschen, ruckartigen Bewegung nach der andern Seite, und ein leises Ha! entfliegt dem Munde. Da liegt weit, weit ausgebreitet der Elbspiegel vor ihm, blitzend im Sonnenlicht, tausendfach belebt von Schiffen, Kähnen, Jollen. Da breitet sich jenseits das grün bewachsene Ufer der Elbinseln und der hannoverschen Küste aus. Er sieht aber die Küste nicht an, hinaus blickt er, hinaus auf die Wasserfläche. Da draußen geht's dem Meere zu, und über das Meer hinüber dem Lande seiner Träume, seiner Pläne entgegen. Da drüben liegt die Zukunft, die heiß ersehnte Zukunft. Freilich voll Mühen und Ringen! Aber was thut's! — Die Zukunft, frei von allem verhaßten Zwang, los aller drückenden Bande! Die Zukunft, so hoffnungsreich, so Glück verheißend! — Da leuchtet es auf in den düsteren Augen. Die Arme wollen sich heben, ausbreiten, entgegen diesem leuchtenden Wasserspiegel. Die Seele wünscht sich Flügel, Zeit und Raum zu durchfliegen, zu durchbrechen den grauen, dichten Schleier, der Gegenwart und Zukunft scheidet.

Lange, lange steht er da, immer hinausblickend in die strahlende, blaue Ferne. Da legt sich eine Hand auf seine Schulter, ein Träger steht vor ihm mit einem sehr kleinen, zierlichen Handkoffer, der ihm nachgebracht wird. Er greift in die Tasche und giebt einige kleine Münzen, nimmt den

Koffer und wendet sich der Treppe zu, die ins Zwischendeck hinabführt.

„Leicht Gepäck, junger Freund, wenn das alles ist, was du an Hab und Gut mitnimmst aus der alten Welt in die neue!"

Es ist, als ob er selbst diesen Gedanken hätte, denn er greift sich an die Brusttasche seines Rockes, um sich zu vergewissern, daß die Brieftasche daselbst vorhanden, deren Inhalt ihn, wie es scheint, tröstet über die Geringfügigkeit seines sonstigen Gepäcks.

Jetzt wendet er sich der Treppe zu, welche ins Zwischendeck hinabführt; und indem sein Auge auf die Inschrift „Abteilung für ledige Männer" fällt, wendet er sich dorthin und betritt den engen, halbdunkeln Raum, wo dicht aneinander gedrängt, sich die Schlafstellen der Passagiere dieser Abteilung befinden.

Viel Luft und Licht ist hier nicht vorhanden. Je vier Lagerstätten, zwei unten und zwei oben, bilden ein Ganzes. Zwischen den unteren und oberen etwa ein Raum von 2—2½ Fuß, und ebensoviel bis an die Decke. Am Kopfende des oberen Lagers, das an die Schiffswand stößt, eine kreisrunde, mit einer Scheibe verschließbare Öffnung, kaum so groß wie das Menschenantlitz, das hinausschaut.

Mit einem raschen Blick überfliegt der junge Mann den Raum und die Lagerstätten, deren schon verschiedene belegt sind. Er ist so glücklich, eine der oberen zu bekommen, und zwar diejenige, welche an das Luftloch stößt. Schnell wirft er seinen Koffer hinauf und eilt dann wieder der Treppe zu, welche aufs Verdeck führt; — die Zeit wird ihm da unten ohnedies lang genug werden.

Oben ist's schön: am anderen Ende des Schiffes der Pavillon für die erste Kajütte, elegant mit weichgepolsterten Divans versehen, die um einen runden, mit Teppich behängten Mahagonitisch herumlaufen! Und nun erst unten der Salon mit seinen Gemälden in breiten Goldrahmen, seinen Bronzefiguren, dem weich belegten Fußboden, den spiegelblanken Eßtischen, dem geöffneten Pianino! Das ist freilich ein gewaltiger Abstand von der „Abteilung für ledige Männer" im Zwischendeck. Unserm jungen Reisenden mögen auch allerlei Gedanken dabei durch den Kopf gehen; die Oberlippe mit dem Bärtchen kräuselt sich unwillig, und an den Mundwinkeln zuckt es verächtlich.

Mit raschem Schritt wendet er sich ab, geht bis an den äußersten Bord, dem Bugspriet nahe, lehnt sich weit hinüber und blickt wieder hinaus übers Wasser hin. Ungeduld will über ihn kommen. — O daß diese Anker nur erst gelichtet würden! daß diese gewaltige Maschine nur erst zu arbeiten anfinge! — und der dicke schwarze Dampf dem riesigen Schlot entstiege! — o daß man dahinflöge dem offnen Meere zu, und die Küste zurückwiche, weit und immer weiter zurück! — und die ganze, alte Vergangenheit mit versänke in des Meeres Tiefe!

Zwölf Tage etwa soll die Überfahrt dauern von Hamburg bis New York. Wie kurz am Lande! und wie lang auf der See! — Die ersten Tage der Reise liegen schon hinter der Thuringia. Der Kanal ist passiert! — Die Sonne ist untergegangen. Die Passagiere des Zwischendecks haben ihre Matratzen aufgesucht. Der letzte Tagesschein fällt durch die runden Öffnungen auf die nächste

Umgebung, während der übrige Raum, spärlich genug, erhellt wird durch zwei unter der Decke hin und her schwebende Laternen. Das schöne, seetüchtige Schraubenschiff geht bei ruhigem Wetter eben und gleichmäßig dahin, man fühlt nur das Vibrieren, welches die arbeitende Maschine hervorbringt.

Auf seinem Lager sitzt aufrecht, der Öffnung in der Schiffswand zugekehrt, der junge Reisende. Er sieht sehr bleich und elend aus, die großen Augen liegen tief in den Höhlen. Die ersten Tage waren böse Tage; die Seekrankheit hat ihm arg zugesetzt. Jetzt geht es besser. Er hat sich aufs Verdeck hinauf schleppen können, die Luft hat ihm wohl gethan. Unten ist es so dumpf und schwül.

Die Reisegefährten der unteren Lagerstätten schlafen, es sind harmlose Handwerksgesellen, welche drüben ihr Glück suchen wollen. Auch den Gefährten der oberen, zweiten Lagerstätte hat er für schlafend gehalten und ihm den Rücken zugekehrt.

Die schon erwähnte Brieftasche liegt aufgeschlagen vor ihm. Er hat mit einem weichen Bleistift auf dem weißen Blatt gezeichnet. Eine leicht hingeworfene Skizze: ein niedriges Häuschen, die Fenster umrankt, auf einer sanft ansteigenden Höhe gelegen, — dahinter ein Waldessaum — darüber leichte Wolken und in den Wolken ein Wandervogel, der Ferne entgegen fliegend.

Er macht noch einige leichte Striche, — dann sinkt die Hand mit dem Stift, das bleiche Haupt neigt sich vornüber, als wollte es in dem schwindenden Licht das saubere Bildchen so lange als irgend möglich festhalten.

Aber auch als die Dunkelheit völlig hereingebrochen,

verändert der junge Mann seine Stellung nicht, seine Seele ist weit weg. — Ach, die Küste ist wohl ins Meer versunken, aber die Vergangenheit nicht! Er merkt es, daß der Faden stark ist, der ihm das Herz an die Vergangenheit bindet. Er merkt es aber nicht, daß hinter seinem Rücken sein Nebenmann sich leise aufgerichtet und ihm schon lange über die Schulter geblickt hat, ja, zuletzt sogar ein Reibhölzchen angezündet, um den Schein desselben auf die geöffnete Brieftasche fallen zu lassen und mit spähendem Blick aus weit geöffneten Augen die Zeichnung zu betrachten.

Wie sollte der junge Mann auch etwas merken von dem, was äußerlich um ihn her vorgeht, da innerlich so vieles an ihm vorüberzieht? Er sieht ja an dem Fenster links von der Thür auf seinem Bildchen eine Frau sitzen. Ihr Scheitel ist ergraut, und das feine, schmale Gesicht ist sehr bleich. Wie fleißig ist sie an ihrer Näharbeit! wie unermüdlich zieht die Nadel den feinen Faden auf! Jeweilen nur legt sie einen Augenblick die zarten Finger an die Augen, als ob dieselben den Dienst versagten und einer Stärkung bedürften. So die lieben, treuen Augen! — Jetzt blicken sie hinaus, nach oben, sie folgen dem Zuge der Wolken, sie schauen lange dem Wandervogel nach, der gen Westen zieht. Eine Thräne steigt auf und fällt langsam herab. Wem mögen wohl die Gedanken der stillen, blassen Frau nachziehen, wie ihre Blicke dem Wandervogel? Wem mag wohl die Thräne gelten, die über ihre Wange fließt?

Das sind die Bilder, die Gestalten, die an dem jungen Menschen im Zwischendeck vorüberziehen, drinnen — tief im Herzen.

Jetzt fährt er auf aus seinem Sinnen. Er greift sich an die Stirn, er nimmt mit bebendem Finger etwas aus der Brieftasche, vorne aus einem wohlverwahrten Behälter. Es sind zwei Hunderthalerscheine. Seine Hand zittert, als wäre das dünne Papier glühend. Die Scheine entfallen der Hand. Seine Augen blicken darauf mit einem Ausdruck, als wenn etwas Schreckliches, Entsetzliches aus diesen drei Ziffern 1—0—0 nach ihm griffe, er krümmt sich, als wollte er dem Griff entschlüpfen.

Der Nebenmann schaut ihm noch immer verstohlen über die Schulter; er ist ganz leise herangerückt, so nahe als möglich, und hat sich durch den aufgestützten Arm eine bequemere Stellung verschafft. Es ist ein wettergebräuntes, von dunklem Bart überwuchertes Gesicht; das kurz geschnittene Haupthaar ist bereits ergraut, aber dicht und stark. Die scharfblinkenden, dunklen Augen funkeln jetzt in lebhaftem Interesse, als sie dem jungen Mann über die Schulter blicken, und bei der sichtlichen Gemütsbewegung, die jenen erschüttert, zeigt sich ein unangenehmes Lächeln im Gesichte des Lauschers, — als ob er seine eignen Gedanken über die Banknoten und deren Inhaber hätte.

Die beiden haben schon manches miteinander durchgesprochen. Wenn man in so unmittelbarster Nähe Tage und Nächte lang zusammen leben muß, dann ergiebt sich ganz von selber ein Verkehr, eine Gemeinschaft. Der Ältere hat dem Jüngeren mitgeteilt, daß er drüben in Amerika sich mehr als 100 Acres Land gekauft, weit in den Westen hinein, daß er zehn Jahre hart und schwer gearbeitet, um sich Luft und Licht zu schaffen im dichten Walde, wo er sich aus den Stämmen der gefällten Bäume ein Blockhaus ge-

baut. Er hat ihm seine schwieligen, braunen Fäuste hingehalten und gesagt, umsonst sei drüben auch nichts zu haben; aber wer Schweiß und Arbeit nicht scheue, der könne was werden. Jetzt wogten seine Reisfelder, wo der Wald gestanden, und er litte keinen Mangel. „Aber freilich," hatte er hinzugefügt, „man muß stärkere Knochen am Leibe haben als Ihr, my boy!" und dabei war sein Auge verächtlich herabgeglitten an der schmächtigen, elastischen Gestalt des Jüngeren.

Der Mann hatte durch seine Art und Persönlichkeit dem Jüngeren zu imponieren verstanden und sich eine Autorität über ihn angemaßt, welche dieser wohl widerwillig fühlte, er konnte sich aber doch nicht dem Einfluß entziehen.

Jetzt klopfte der Bärtige ihm auf die Schulter, indem er ihm seine mit Whisky gefüllte Reiseflasche hinreichte. „Nehmt Euch einen Schluck, my boy! scheint's nötig zu haben nach den dicken Seufzern, die Ihr ausstoßt. Das versteht ihr Deutschen, das Seufzen und Ächzen! wenn's nur zu 'was nützte! Solltet's nur beizeiten aufgeben, drüben bei uns stehen die Seufzer in schlechtem Kurs? — Hatte auch einmal meine Jammerzeit, 's ist freilich lange her; man kommt damit zu nichts." Der Jüngere wies die Flasche zurück und erklärte, müde zu sein und schlafen zu wollen.

„Nu!" erwiderte der andere, „damit hat's ja noch Zeit. Es ist noch früh, und zum Aufstehen mahnt ja keiner morgen. Sind ja unsere eigenen Herren. Wollen immerhin noch ein Weilchen reden! — Ihr solltet nur einen guten Schluck nehmen, junger Herr, das vertreibt die Gedanken und Seufzer! Ich wollte Euch allerlei guten Rat

anbieten für drüben, wenn wir erst wieder festen Boden unter den Füßen haben und aus dieser verfluchten Spelunke erlöst sind. Nehmt Euch nur eenen! aber nicht so zimperlich und jüngferlich!"

Dabei reichte er wieder die Flasche hin, die der andere denn auch nahm. Und als er sie nur erst an die Lippen gesetzt, that er einen langen Zug, der ihm wie Feuer durch den Leib rieselte, daß er, absetzend, sich schütteln mußte.

Der starke Branntwein that sofort seinen Dienst. Näher rückte der junge Mensch dem Nachbarn und horchte auf seine Reden. Ja, er stützte bald seinen Arm vertraulich auf dessen breite Schulter.

„Hab' Euch eben flüchtig in Eure Brieftasche geblickt, my boy!" fing der wieder an, „als Ihr so ganz Euch wegseufzen wolltet. Ein nettes Bildchen! Wer so den Stift zu brauchen versteht, der kann drüben was werden. Freilich, dergleichen cottages und Baumpartieen giebt's da nicht zu konterfeien, aber Maschinen, Modelle, Farmen und so was mehr. Wenn Ihr in einer Fabrik als Zeichner ankommen könntet, da wäre Euch geholfen. Freilich gehören dazu recommandations.— Was meint Ihr davon?"

Der Junge hörte gespannt zu und erwiderte eifrig: „Das wäre mir gerade recht. Dergleichen Quark zu zeichnen, ist mir eine Kleinigkeit, nur verdammt langweilig,— würde mich aber gern dazu verstehen, wenn's nur Dollars brächte!" „Übrigens," erwiderte der Ältere, „Ihr scheint ja nicht mit leeren Händen in die neue Welt zu gehen. Die Ollen daheim haben wohl die beiden grauen Zettelchen herausrücken müssen für ihr Söhnlein, wie? — Ist wohl manches Mahnwort dabei gefallen!?" —

Dabei betrachtete er den Jungen seitwärts mit lauerndem Blick und bemerkte es wohl, wie ihm alles Blut aus dem Antlitz wich, das, von der überstandenen Seekrankheit bleich, jetzt eine geisterhafte Bläße zeigte. Fest preßte der Junge seine Zähne an die Unterlippe, ehe er nach einer Weile im Tone erkünstelter Leichtfertigkeit, dem man aber doch das innere Beben anhörte, erwiderte: „Laßt das, Kamerad? ich lieb's nicht, von anderen Augen so genau inspiziert und inquiriert zu werden. Jeder fege vor seiner Thür! — Was dahinten liegt, ist abgethan. Ich will nicht dran gerührt wissen, mit keinem Wort, mit keiner Frage. Merkt Euch das, wenn wir gut Freund bleiben sollen! Zu Eurer Beruhigung nur so viel, daß die Kerle mit den blauen Röcken und roten Kragen dran, die zum Schutz der noblen menschlichen Gesellschaft bestellt sind, niemals was mit mir zu schaffen gehabt, und daß ich ihnen die Schnüffelnasen derbe vernageln wollte, wenn sie mir zu nahe kämen."

„All right, my boy!" sagte der andere darauf, that einen Schluck aus der Flasche und reichte sie schweigend dem Jungen, der Bescheid that, — „hab' nun einmal einen Narren an Euch gefressen! So ein junges, frisches Blut gefällt mir. 'S ist just meine Ansicht auch von der noblen menschlichen Gesellschaft in Europa, die sich mit Tugenden und Verdiensten ausstaffiert bis über die Ohren; es reicht aber nur so lange, als sie jeden Tag ihren Braten und Bordeauxwein vor sich haben. Nachher ist's alle, rein alle. — Und daß andere Leute auch Lust haben können zu Braten und Wein, das findet man natürlich unerhört. Das ist Aufruhr, Empörung! das heißt an den Grund-

festen der Gesellschaft rütteln, gegen göttliche und menschliche Ordnung sich auflehnen! — ha! ha!" —

Der Junge hörte mit einem bitteren Lächeln zu und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Na — was ich eigentlich sagen wollte," fuhr der andere fort, — „ich wüßte auch was anderes für dich. Meinen eigenen Jungen — er sah beinahe so aus wie du, war nur breiter und stärker, die Augen waren wie deine — ich muß darum „du" sagen — kannst's auch so machen — den Jungen haben die verfluchten Rothäute getötet und skalpiert. Kann's noch immer nicht verwinden, wenn ich an das blauschwarze Gelock denke, das ihm um den Schädel flog. Nun hab' ich nur noch das Mädel, eine Tochter von 17 Jahren. Sie ist im Walde aufgewachsen, schlank wie ein Reh, aber sehnig und nervig, kann arbeiten vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend. Aber 's ist doch immer nur ein Mädchen! — Drum, wenn's in den Städten dir nicht glücken will, dann komm heraus zu mir auf meine Farm. Sollst mal sehen: das ist ein Leben! Da merkt man nichts von der menschlichen Noblesse. Da sind wir die Herren der Schöpfung, souverän, sage ich dir! Wir müssen dich freilich erst herauspflegen und füttern. Wenn du aber erst ein Vierteljahr Hirschfleisch alle Tage gegessen, so recht die saftigsten Stücke aus den Keulen, und dazu das Bier getrunken, das mein Mädel braut, — dann wirst du ein anderer Kerl werden. Die amerikanische Waldluft giebt einem Appetit, — na, ich sage dir! — Da schmeckt's und bekommt's einem! So was kennt man in Europa nicht. — Kannst dir's ja überlegen! Gleich will ich dich auch gar nicht mit haben. Mußt erst dein Glück

selber versuchen, damit du nicht sagen kannst, ich hätt' dich zum Hinterwäldler gemacht und wärst doch zu andern Dingen bestimmt gewesen. Nu, good night, my boy — wollen's uns beschlafen!" — Damit warf er sich der Länge nach auf seine Matratze zurück, legte beide Arme unter den Kopf, und nach einer Weile schnarchte er regelmäßig.

Der Jüngere legte sich zwar auch nieder, aber an Schlafen war für ihn noch nicht zu denken. Ihm war's so heiß, die Luft in dem engen, überfüllten Raum so dumpfig. Er öffnete die Scheibe über seinem Lager, die sich unmittelbar über seinem Kopfe befand. Die frische Seeluft strich über ihn hin. Er hörte auf das eintönige Anschlagen der Wellen an die Schiffsplanke. Der Schlaf wollte nicht kommen. Er löste den Hemdknopf am Halse, es war ihm alles zu enge. Dabei faßte seine Hand einen Gegenstand, den er am schwarzen Bande auf der bloßen Brust trug. Es ist eine Miniatur-Photographie der blassen Frau, deren Bild vorhin ihm erschienen, in ein kleines, schlichtes Medaillon gefaßt.— Was würde diese Frau sagen zu seinem Verkehr mit dem bärtigen Hinterwäldler? was zu den Vorschlägen und Zukunftsplänen, die soeben vor ihm aufgerollt waren? — Er sieht's, wie die blasse Frau den Kopf schüttelt, wie sie ihn mit ihren stillen Augen so ernst und warnend anblickt. — Aber hat er sich denn nicht losgemacht von diesem Einfluß? Ist er nicht unabhängig, seitdem er die Schiffsplanke betreten? Wie kann diese Frau in ihrer beschränkten Häuslichkeit, in ihrem Stillleben ein Urteil haben über amerikanische Verhältnisse und das Leben in der neuen Welt? — Doch klingt es ihm noch durch die Seele, wie diese Frau ihn so dringend gebeten sich vorzu-

sehen, daß er nicht in schlechte Hände falle. — Und das weiß er, dieser Hinterwäldler mit seinen bissigen Reden und seiner Branntweinflasche würde ihr keineswegs gefallen, sie würde sich mit einem Schaudern abwenden. — Thorheit! Beschränktheit! was wissen Weiber davon, wie es zwischen Männern zugeht? Hat dieser Mann ihm nicht ein auffallend freundliches Entgegenkommen bewiesen, kann er nicht sein gutes Glück preisen, daß er mit einem solchen zusammengetroffen, der das Leben drüben aus dem Grunde kennt? — Freilich, die blasse Frau hat ihm einen Prüfstein mitgegeben für den Verkehr mit Menschen, sie hat ihm nämlich gesagt: wenn die innere Stimme dir von einem sagt, der betet nicht, der kann nicht beten! dann zieh' deine Hand und deinen Fuß zurück! — Beten! nun freilich, davon hat dieser Hinterwäldler sicher keine Ahnung. Beten! ha, als wenn man das von jedem verlangen könnte! Daß die blasse Frau in ihrem Witwenstübchen betet, ist ganz natürlich; aber daß der Mann im Blockhaus hinter der Hirschkeule und dem schäumenden Bierkruge nicht betet, ist ebenso recht und natürlich. Eines ziemt sich nicht für alle, sehe jeder, wie er's treibe! —

So arbeiteten die Gedanken in dem jungen Menschenherzen hinter der Schiffsplanke. — Unermüdlich auch arbeitet die Schraube des Dampfers und wühlt sich weiter und weiter durch den Ozean. Unablässig kommen und gehen die Wellen des Meeres, schlagen an die Schiffswand und prallen wieder zurück.

Endlich kommt leise der Schlaf. Die Lampe der Laterne, die hin und her schwankt, wirft ab und zu ein Streiflicht über das blasse, jugendliche Antlitz. Die rechte

Hand liegt fest auf dem goldenen Dinge auf der Brust. Jetzt zieht ein Lächeln, weich und mild, über die Züge des Schläfers, der herbe Ausdruck ist verschwunden. Das mag ein schöner Traum sein, der ihm an der Seele vorüberzieht! — Jetzt sinkt die Hand herab; ja, die Hände falten sich. Wahrhaftig, der junge Mensch, wie er im Schlafe mit gefalteten Händen daliegt, sieht aus wie ein Beter! — Sollte vielleicht die blasse Frau ihm im Traume erschienen sein? Ist es ihm vielleicht wie früher in den Jahren seiner Kindheit, wenn sie sich über ihm neigte am Abend und vor dem Einschlafen seine Kinderhände in einander faltete; — wenn sie dann ihre gute Hand ihm aufs Haupt legte und sprach: Gott segne dich? — Ja, Mutterliebe ist ein starker Faden, der reißt nicht, auch wenn man ihn übers Weltmeer spannt.

2. Ein Mutterherz.

Die Dämmerung ist herabgesunken; der klare Apriltag hat sich geneiget; am Fenster, daran die Ranken ihre Knospen treiben, ziehen schwirrend die Schwalben vorüber, und hoch am Himmel steht dünnes Gewölk, rötlich angehaucht vom scheidenden Lichte. —

Am Fenster sitzt eine ältliche Frau. Die feine Näharbeit ist beiseite gelegt, das schwindende Licht reicht nicht mehr dafür. Ernst und sinnend blicken die müden Augen hinaus in den sinkenden Abend. Das sprossende Grün draußen, die lichten Wolken droben sind diesen Augen so erquicklich! sie gönnen sich dieses Ausruhen ja nur ein. kurze Weile in der Dämmerung.

Die Dämmerung ist die Zeit, wo die Seele ihre Ge-

danken spinnt, wo die Welt der Gefühle lebendig wird, wo es hervorgehuscht kommt aus den dunklen Winkeln des Herzens, wo die Gestalten aufsteigen, die längst vergangenen und begrabenen. —

Was schwirren die Schwalben der blassen Frau vor, wenn sie durchs Abendrot hinsegeln, so leicht, so behende? Was flüstert der Frühlingswind, wenn er durch das knospende Gezweige des Gärtchens fährt, wenn er dürre Blätter aufwirbelt dort im Mauerwinkel? Ist es etwa von der Zukunft Hoffnungen, von kommenden Tagen voll Glück und Sonnenschein? Ach, so mag's wohl der fröhlichen, frischen Jugend gehen, und wenn sie's hört, stimmt sie ihre hellen, hohen Lieder an von Liebesglück und Lebensfreude!

Doch wem das Alter auf leisen Sohlen die silbernen Fäden auf den Scheitel gestreut, wem die Welt ringsum so leer und das Herz selber so matt und müde geworden, — der lebt in der Vergangenheit; dem singt der Vogel, dem flüstert der Wind von einem schöneren „Einst", das weit, weit dahinten liegt im grauen Nebel. Die Erinnerung greift mit der Hand durch den Nebel, die Schleier wallen auf, die Fernsicht ist eröffnet, um die welken Lippen schwebt bald ein Lächeln, bald zucken sie schmerzlich. Über die bleichen Züge gleitet jetzt ein Schimmer der Jugend, und jetzt wieder schreibt der Gram seine tiefe, schwarze Schrift hinein.

So geht es der Frau am Fenster des Häuschens, das, draußen vor dem Thore der kleinen Stadt gelegen, ihr einen freien Ausblick in die Gotteswelt und frische, gesunde Luft gewährt. Drinnen das Stübchen mit der dranstoßen-

den Schlafkammer sind freilich sehr dürftig und enge, doch geben einzelne Geräte und Möbel, welche einer bessern Vergangenheit angehören, dem Ganzen eine Art von Gemütlichkeit.

Sie ist eine Witwe. Früher hat sie bessere Tage gesehen. Der Mann war Werkführer in einer der größten Fabriken, deren hohe Schornsteine dort aus dem Abendnebel auftauchen. Er hatte sein reichliches Auskommen, sie bewohnten eine hübsche Etage und waren mit allem wohl versehen. Da kam das furchtbare Unglück. Eine Explosion in der Fabrik tötete viele Arbeiter und auch den Werkführer, und nicht einmal die Leiche des geliebten Mannes zu sehen war ihr vergönnt, sie war zu furchtbar entstellt; nicht einmal den Totenkranz konnte sie ihm in seinen Sarg legen.

Da mußte das Überflüssige alles verkauft werden, und die Witwe Albrecht zog mit ihrem sechsjährigen Sohne hinaus in das Häuschen vors Thor. Ein Jahrgeld zahlte ihr freilich der Fabrikherr, aber es reichte nicht aus für die Erziehung des Knaben, dem sie gerne den besten Unterricht zugewandt hätte. So mußte sie denn mit Stickerei und Näherei zuverdienen, so viel in ihren Kräften stand. — Und wie gerne that sie's für ihr Kind, ihr Einziges und Letztes, das sie auf der Welt hatte! „Er wird tüchtig, wacker, brav werden. Er wird's mir vergelten in meinen alten Tagen. Mein Rudi! mein Sohn! wie hab' ich dich so lieb!" So dachte sie in der Stille ihres Witwenstübchens, und die Nadel flog durch das feine Gewebe, zarte Blätter und Ranken bildeten sich, so weiß und rein, und der Kaufmann im Laden lobte die Arbeit und zahlte wenige

Thaler für das Werk vieler Tage und langer, bis in die Nacht hinein verlängerter Abende. Reichlich haben sie's nie mit einander gehabt, diese einsame Witwe und ihr Sohn; aber sie haben's nicht besser begehrt und sind oft froh und glücklich gewesen. Rudi besuchte eine gute Bürgerschule und genoß außerdem noch Privatstunden im Zeichnen und in der Mathematik. Er war ein frischer, begabter Junge, voll Leben und Liebe, reich an köstlichen Plänen für die Zukunft, der Luftschlösser für sich und sein Mütterchen baute, eins höher und herrlicher als das andere.

Jetzt eben, da sie in der Dämmerung am Fenster sitzt, denkt sie dran, die einsame, blasse Frau, wie ihr das Herz in Mutterfreude hoch aufgewallt, wenn sie ihren schönen Knaben heimkommen sah aus der Schule, wenn er ihr schon von weitem die Mütze entgegen schwenkte, dann ins Haus, in die Stube flog, beide Arme um ihren Hals warf, ihr den Kopf zurückbog und Stirn, Augen, Mund, das ganze Gesicht mit seinen Küssen bedeckte; dann stürzte er ebenso eifrig auf das Vesperbrot los, stieg damit in den hohen Kirschbaum vorm Hause und warf ihr durch das offene Fenster die saftigen Früchte zu, wie sehr sie auch abwehrend ihre Hände ausbreiten mochte.

So vergingen die Schuljahre, und da der Fabrikherr sich für den Sohn seines verunglückten Werkführers zu interessieren versprochen, fand er Aufnahme in die Fabrik. Er mußte natürlich zuerst von unten auf dienen; das schmeckte dem Jungen aber schlecht, er hatte bisher noch nie gelernt, was eigentlich dienen und gehorchen heißt. Sein Wille und der Mutterwille waren nie gegen einander gewesen, weil alles in Liebe abgemacht wurde.

Von nun an begann der Witwe schwerstes Leid; denn sie mußte es erleben, wie das Herz ihres eignen heißgeliebten Kindes allmählich erkaltete und sich von ihr abwandte.

Wie war das möglich? — O, es ist ein finsterer, böser Geist, der durch die Zeit geht! der Geist des Haders, des Mißtrauens, der Empörung, der Geist des wilden Begehrens, der hochmütigen Selbstüberhebung! Dieser Geist hat seit Jahren nicht vergebens gerüttelt an den heilsamen Banden aller Zucht und Ordnung. Er hat nicht vergebens unterwühlt das Gebäude menschlichen Glückes und Wohlergehens. Dieser Geist spricht dem lebendigen Gotte Hohn, hebt geballte Fäuste gen Himmel und stimmt ein in das Geschrei der Thoren, wie es seit Jahrtausenden schon geheißen: „Es ist kein Gott!“ Jetzt, heißt es, sollen sie sinken, die widerwärtigen Zwangsjacken, von den rüstigen Gliedern eines neuen Geschlechts, die lästigen Bande, worin Priestertum und Reichtum bisher die frei geborenen, zur Freiheit berufenen Menschen dieses erleuchteten Jahrhunderts unwürdigerweise eingezwängt haben!

In den großen, nach Millionen zählenden Kreis der Arbeiter ist dieser Geist eingedrungen; an die Fabriken, die Werkstellen, die Gesindestuben hat er geklopft; auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen treibt er sein Unwesen; in die dumpfigen Kellerwohnungen ist er herabgestiegen, und zu den luftigen Dachkammern, sechs Treppen hoch, ist er hinaufgeklettert.

„Frei sollt ihr sein!“ schreit er den Leuten zu, „frei und eure eignen Herren! Duldet's nicht länger, daß sie euch das Blut aussaugen, die reichen Prasser, die Faulenzer, die Tagediebe! — Ihr seid die Herren der Welt!

Legt eure Arbeit nieder! Was nützt ihnen dann ihr Geld, ihre Fabriken, ihre Dampfkessel, ihre Maschinen! Sie pressen euch Schweiß und Blut aus, sie mästen sich mit eurer gesunden Lebenskraft, zahlen euch lumpige Groschen dafür und stecken die Tausende in ihre eigne Tasche. Und wenn ihr nicht mehr arbeiten könnt, wenn ihr Lebenskraft und Gesundheit drangegeben habt, dann werfen sie euch hin wie eine ausgepreßte Frucht, und ihr könnt jämmerlich umkommen im Kehricht und vermodern. — Fluch ihnen! die Zeit ist endlich gekommen, wo ihr Abrechnung mit ihnen halten sollt!"

Dieser Geist hat auch gepocht an die Fabrik, wo der Sohn der Witwe arbeitete, und er hat Eingang gefunden. Die Arbeiter forderten höheren Lohn, und er ward ihnen bewilligt. Aber dieser böse Geist macht das Menschenherz unersättlich, die Unruhe, das Mißtrauen, der Hader wuchsen nur nach der Lohnerhöhung.

Auch Rudi that diesem Geiste sein Herz auf. Der ungewohnte Druck des Dienstverhältnisses, die Abhängigkeit und Unterordnung machten ihn bereit dazu, so daß er offene Ohren hatte für die Gespräche der Arbeiter, für die Reden in den Versammlungen.

Der Mutter daheim konnte das nicht verborgen bleiben; ja Rudi war so erfüllt von den neuen Ideen, daß er dieselben ihr als ein neues Evangelium und Lassalle als den Arbeiterheiland anpries.

Mit klarem Verstande und einem in Gott gegründeten Herzen überblickte die Frau alsbald die großen und schweren Gefahren, wovon ihr Sohn bedroht war. Unermüdlich ist sie gewesen, mit Gründen ihn zu überzeugen, mit

Bitten ihn zu gewinnen. Unermüdlich hat sie ihn auf ihrem Herzen getragen vor Gottes Angesicht — es ist alles umsonst gewesen. — Mit dämonischer Macht hatte der Geist der Finsternis das junge Herz umstrickt. Kein Bitten der Mutter vermochte ihn zurückzuhalten aus den wöchentlichen Versammlungen des Vereins, oder gar von den außerordentlichen Zusammenkünften, wo fremde Emissäre als Redner auftraten.

Kehrte er dann spät heim, dann fand er seine Mutter immer noch auf ihn wartend, und wie sie's von jeher gewohnt war, las sie ihm dann einen Abschnitt der heiligen Schrift vor aus dem alten, ihm so wohl bekannten Bibelbuch. Aber er hörte kaum auf das gelesene Wort. Halb abgewandt, mit dem Geist des Widerspruchs in den finsteren Mienen, saß er da, die Seele erfüllt von ganz anderen Reden und Lehren.

Wenn dann zuletzt die Mutter das Vater-Unser gebetet, ihm den Kuß zur guten Nacht gegeben und ihre Hand auf sein Haupt legte — dann durchzuckte es ihn wohl, und es regte sich etwas in ihm, das wie eine strafende Hand den Finger gegen ihn aufhob; — aber er kämpfte es nieder als eine unmännliche Schwäche.

Ja, es kam endlich so weit, daß er beim Nachhausekommen geradezu erklärte, er sei nicht in der Stimmung, jetzt noch das Lesen anzuhören, wollte der Mutter rasch eine gute Nacht wünschen und zu Bette gehen. Da aber hat ihn die blasse Frau mit ihren beiden Händen festgehalten und ihm unter heißen Thränen gesagt, sie wollte lieber, daß sie ihn niemals geboren hätte, als daß er von seinem Gott abfiele. Da hat sie ihm ihre Arme um den

Nacken gelegt und laut ausgerufen: „Herr, gieb es nicht zu, daß er mir und dir entrissen werde."

Wohl ist das dem Jungen durchs Herz gegangen, und er hat sein Mütterchen zu beruhigen gesucht mit allerlei schönen Reden, aber an der Sache hat's doch nichts geändert. — Nun reifte in ihm allmählich immer mehr der Entschluß, sich diesem fatalen Druck zu entziehen. Zunächst gedachte er nun in eine andere, größere Stadt überzusiedeln, bald aber kam ihm durch Briefe vorangegangener Kameraden der Gedanke, nach Amerika zu gehen.

Als daher in der Fabrik die offene Empörung ausbrach, indem die Arbeiter an ihren Herrn die Forderung stellten, einen ihnen unbeliebten Werkführer zu entlassen, und geradezu begehrten, sich selbständig ihre Vorgesetzten zu wählen, und als infolge dieser wahnsinnigen Zumutung die Fabrik geschlossen ward, da erklärte Rudi der Mutter seinen Plan, nach Amerika auszuwandern; hier in Europa sei doch nichts zu machen, die Sache gehe hier viel zu langsam, man komme nicht weiter als zum Reden; zum thatkräftigen, einmütigen, entschlossenen Handeln sei man viel zu feige.

Der Mutter stand das Herz still dabei. Aber der schwere, tiefe Kummer hatte sie gestählt. Wohl standen ihre Augen in Thränen bei dem Gedanken, ihr Letztes hingeben zu müssen, doch sagte sie ruhig: „Mein Sohn, ich will's mir mit Gott überlegen. Morgen sprechen wir weiter darüber!"

Und sie hat's mit ihrem Gott durchgesprochen. Da ist es ihr klar und gewiß geworden: „Laß ihn ziehen! Die Hand des Herrn ist nicht zu kurz, daß sie ihn nicht

fassen und finden könnte. Vielleicht ist gerade auf diesem Wege die Rettung möglich." —

Am nächsten Abend, als die beiden wieder zusammen saßen und aus dem 73sten Psalm das Wort gelesen war: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil," da hat sie's ihm gesagt: „Zieh mit Gott, mein Sohn! Es ist mir freilich, als sollten mir Leib und Seele verschmachten bei dem Gedanken, mich von dir zu trennen. Doch mag des Herrn Wille geschehen. Er soll meines Herzens Trost und mein Teil sein, wenn ich allein sein werde, ganz allein!"

Dann fuhr sie fort: „Ich will dich auch nicht mit leeren Händen ziehen lassen. Für Tage der Krankheit und des Alters hatte dein Vater dreihundert Thaler erspart, sie liegen in drei Banknoten in der Schieblade seines Schreibtisches dort. Einen Hunderithalerschein gebe ich dir, damit kannst du die Überfahrt bezahlen und wirst für die erste Zeit noch etwas in den Händen haben. Die beidern andern Scheine muß ich behalten, damit ich nicht in Not gerate."

Rudi hörte das alles schweigend an und blickte vor sich hin — das Demokratentum kostet nämlich Geld, das Sitzen in den Wirtshäusern ist nicht umsonst. In jeder Versammlung ging der Teller herum, zu sammeln für strikende Kameraden oder für den Redner, von welchem man sich soeben hatte begeistern lassen, der aber doch auch leben mußte und seine Ansprüche machte an Wein und Braten; an die Vereinskasse waren Zahlungen zu leisten. Dabei war der wöchentliche Verdienst sehr knapp, er reichte

lange nicht, um dies alles zu bestreiten und dabei anständig gekleidet zu gehen. Es mußten Schulden gemacht werden. Wenn es aber heißt: der geht nach Amerika! — dann wachsen die Gläubiger aus der Erde, und wo man's gar nicht erwartet und ganz vergessen hatte, kommt hier eine Note und da eine Note her.

So ging's unserm Rudi auch. Der Hundertthalerschein mußte eingewechselt werden, und nun war's, als rollten die Thaler ihm nur so unter den Händen weg. Am Abend vor der Abreise, als die Kameraden noch auf seine Rechnung den letzten Trunk gethan und der echt sozialistisch gefärbte Wirt des Vereinslokals die letzten Thaler eingestrichen hatte, da war die Barschaft auf ein sehr Geringes zusammengeschmolzen.

Was ist dabei zu thun! die Mutter um den zweiten Hundertthalerschein ansprechen? — Um alles in der Welt nicht! er müßte ihr dann ja Rechenschaft geben, wo das empfangene Geld geblieben. — Er versucht zu leihen, nur das Reisegeld, aber vergeblich! wer hätte wohl so viel disponibles Geld? —

Die letzte Nacht ist gekommen. Bis Hamburg wird sein Geld wohl reichen, aber was dann? — Rudi liegt schlaflos auf seinem Bette in der kleinen Dachkammer. Der Mond scheint hell und beleuchtet jeden Gegenstand. Da steht der hübsche Handkoffer, den die Mutter ihm geschenkt; da hängt die Uhr, das Erbstück vom seligen Vater; da hängen die wohlbekannten Bilder, es sind die oft gesehenen Darstellungen zu dem Gleichnis vom verlorenen Sohne, sechs Bilder in schmalen, schwarzen Rahmen — sie mögen schon recht alt sein!

Die Bilder könnten wohl reden zu dem schlaflosen jungen Manne, der sich von einer Seite auf die andere wirft, aber er würde doch nicht hören. Ein anderer liegt an seinem Ohre und flüstert ihm zu — es ist der Versucher. Der spricht: Hast du kein Geld, — unten im Schreibtisch liegen ja die Banknoten. Du kannst sie ja nach kurzer Zeit aus Amerika der Mutter wiedererstatten; kannst ihr aus Hamburg schreiben, daß die peinliche Verlegenheit dich dazu getrieben. Wie gerne wird sie dir das verzeihen! — Was willst du auch sonst machen? du mußt wohl! —

Wird er's thun? wird der Sohn seine Mutter bestehlen? — Nein, er wirft sich herum — er schließt die Augen — er will schlafen — in Hamburg wird wohl Rat werden. — Wenn's nicht anders sein kann, will er sich als Schiffsjunge verdingen.

Aber der Versucher läßt nicht ab, er kommt wieder und immer wieder. — Jetzt steht der junge Mann auf und kleidet sich an. Er geht leise hinunter — die Thür zur Schlafkammer ist angelehnt — die Mutter schläft fest und tief — der Schlüssel liegt am bekannten Ort. Der Mond scheint sehr hell, es ist beinahe wie am Tage in dem kleinen Stübchen mit den weißen Wänden.

Die kleine Schieblade öffnet sich mit einem kreischenden Ton. Er nimmt die beiden Scheine, er hält sie in der Hand, der Mond scheint so hell darauf. Soll er sie nehmen? — Noch ist es Zeit, noch kann er sie wieder hineinlegen. — Das dünne Papier wird ihm so schwer in der Hand. — Nein, er kann's nicht, es ist zu furchtbar. Eine Stimme schreit ihm innerlich zu: „Dieb, Dieb an deiner eignen Mutter!" Er wirft die Scheine wieder zurück. Er

weiß nicht, wie er hinauf gekommen; er weiß auch nicht, ob er geschlafen oder nicht, als er am andern Morgen aufsteht.

Die Mutter im Kämmerlein aber hat gewiß nicht geschlafen. Sie hat den leisen Schritt wohl gehört, sie hat alles gesehen. Sie ist wie erstarrt gewesen vor Entsetzen, ihre Zunge war wie gelähmt. Sie sieht den Kampf, sie sieht den Sieg. Da liegt sie auf ihren Knieen und preiset Gott!—

Als aber Rudi bei seiner Ankunft in Hamburg die Brieftasche öffnete, welche die gute Mutter ihm beim Abschied in die Tasche geschoben, da findet er die beiden Scheine, eingewickelt in ein Blatt Papier; darauf stand geschrieben:

„Gott sei Dank, der dir den Sieg gegeben hat!"

Und als er auf dem Kontor des Dampfschiffes seine Überfahrt bezahlen wollte und man seinen Namen erfahren, nahm der Beamte einen Brief vom Pult, blickte hinein und sagte ihm, die Überfahrt sei bereits bezahlt. Auf sein erstauntes Fragen erfuhr Rudi, daß sein alter, freundlicher Herr daheim, der ihm um seiner wackeren Eltern willen immer besonders wohlgewollt hatte, auch manches gutgemeinte Wort ihm zugeredet, diese Güte ihm erwiesen. Leider war die Abneigung des jungen Demokraten gegen den Kapitalisten, den Bedrücker der Arbeiter, so groß, daß diese Wohlthat eher Verdruß als Dankbarkeit bei ihm erregte.

Was aber ging in dem Herzen des Sohnes vor, als er mit den beiden Scheinen das Letzte in Händen hielt, was seine Mutter an irdischem Gut besaß; als er daraus entnehmen konnte und die Inschrift es ihm sagte, daß sie

in jener bösen Nacht alles gesehen und nicht geschlafen habe, ja, daß sie in seinem Herzen gelesen? — Die erste Regung war, das Geld einzusiegeln und ihr zurück zu schicken, aber es unterblieb. In Hamburg fand Rudi wirklich keine Minute Zeit dazu; er wollte das Geld zurückschicken, sobald er in New York den Fuß ans Land gesetzt habe. Wohl freute er sich, der Mutter jetzt nicht unter die Augen treten zu müssen, er hätte sich ja schämen müssen, und glühend heiß stieg es ihm bei dem Gedanken bis in die Schläfe. Er fühlte es tief und stark im Herzen, welche Macht solche Mutterliebe hat und übt. Er fühlte es, ohne daß er sich's selber gestanden hätte: dieser Macht werde ich niemals entlaufen, sie wird mich halten mitten in der Finsternis, sie wird mich tragen über Abgründe hinweg, sie wird kämpfen um meine arme Seele, daß sie nicht verderbe — denn diese Liebe ist von Gott! — O, daß diese unklaren Gefühle nicht Macht gewinnen konnten über seinen Willen! Wieviel bitteres Weh und Leid wäre ihm erspart worden! O, daß er sich nicht aufzuschwingen vermochte bis auf die Höhe des Wortes, womit der lebendige Gott Seine Liebe noch höher stellt als die heiligste Erdenliebe: „Ob auch ein Weib ihres Kindleins vergäße, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes, so will ich dein nicht vergessen!"

Da saß denn nun diese arme, einsame Witwe in der Dämmerung und Stille, und das alles, was sie in diesen letzten, schweren Zeiten durchlebt, zog an ihr vorüber. Sie hatte gehofft, einen Brief aus Hamburg zu bekommen, noch vor der Abfahrt. Sie mußte es ja wissen: er wird das Geld in der Brieftasche finden, und es wird eine starke

Hand über ihn kommen, er wird sich angefaßt und gezogen fühlen von dem starken Liebesfaden, womit unser beider Herzen zusammen gebunden sind. Was wird er thun? Wie wird er schreiben? Wird nicht das Gute in ihm zum Durchbruch kommen und den Sieg behalten?

Aber es kam kein Brief. Jetzt schwebt er schon lange auf dem Meere, und kein Brief! Wie mag das zugegangen sein? ach, es ist wohl ein schlimmes Zeichen? — Aber das Mutterherz ist erfinderisch, es entschuldigt so gerne. — Gewiß ist die Zeit zu kurz gewesen, er hat nicht mehr schreiben können! — Sie gedenkt des Abschieds. — Ob er sich auch mit eiserner Gewalt bezwingen und seine Gefühle niederhalten wollte, sie hat es doch gefühlt an ihrem Herzen, als sie ihn zum letztenmal in ihren Armen hielt, wie es in ihm arbeitete. Sie hat ihn verstanden, als er noch einmal seine geliebten Augen aufschlug, da sie ihm zum letztenmale die Hände aufs Haupt gelegt hatte. Es stand darin eine heiße Bitte, ein Flehen, als spräche alles, was in ihm ist: „Vergieb!“ Aber jetzt! draußen in der weiten Welt! unter all den Menschen! nicht bloß von den gefahrbringenden Meereswellen, ach, von den viel gefährlicheren Sündenwogen umgeben! — Die einsame Frau seufzt tief und bange. Doch faltet sie ihre Hände, und ihr klares Auge dringt weiter und tiefer, als bis zu den lichten Abendwolken droben. Sie spricht bei sich selber: „Ist er mir denn ganz aus den Händen? Halte ich ihn nicht dennoch? Was sind denn die Meilen, die Höhen und Tiefen, die zwischen uns liegen, daß mein Gebet, meine Fürbitte sie nicht überfliegen könnte, leicht und schnell? Ist es denn nicht ein Herr und Gott, der auf dem Meere und in aller

Ferne bei ihm ist und vor dessen Angesicht auch ich jetzt stehe, zu dessen treuem Herzen ich Zugang habe, der mich hören wird und hören muß? Ich hab's gelesen, was man einem Mutterherzen einst gesagt zum Troste: ‚Ein Sohn so vieler Thränen und Gebete kann nicht verloren gehen!' O, ich fühl's, ich weiß es gewiß: ich halte mein Kind, ich lasse es nicht, es geht ein starker Faden von meinem Herzen bis zu seinem Herzen. Der Faden kann nicht reißen!"

Und als das Mutterherz daheim solche Gedanken bewegte, da lag der Sohn im Zwischendeck und hatte das Häuschen gezeichnet mit dem Fenster, daran er die blasse Frau sitzen sieht. Da hat er so lange, lange drauf geblickt; da hat er die beiden Geldscheine in seiner Hand gehalten, und sie haben ihm die Finger gebrannt, als wären sie aus glühendem Metall; da ist ihm im Traum das bleiche, sanfte Antlitz erschienen und hat sich über ihn geneigt; da haben sich schlafend seine Hände gefaltet, die sich im Wachen nicht falten wollen. — O ja, es mag wohl seine Richtigkeit haben: „Der Faden bricht nicht!"

3. Im Blockhause.

Bricht der Faden wirklich nicht?

Wir armen, kurzsichtigen Menschen mögen wohl oft verzagen und verzweifeln, da wir nur sehen, was vor Augen ist! Denn da ist oft nichts als Sünde, nichts als Verirren und Versinken, immer weiter und tiefer.

Der Hinterwäldler hat Spielkarten hervorgeholt, die Zeit wird auf der See sonst gar zu lang. Genossen haben sich bald mehr gefunden. Rudi hat auch schon manchesmal die bunten Blätter in den Händen gehabt. Zuerst spielen

sie niedrig, Gewinn und Verlust gleicht sich so ziemlich aus. Das wird aber auf die Länge langweilig. Der Appetit wächst. Man begehrt mehr Aufregung, mehr Anspannung. Das Spiel wird höher und immer höher. Und als das Schiff endlich sein Ziel erreicht hatte, war für Rudi das Resultat ein sehr schlechtes. Der eine Geldschein war ganz verspielt, und der andere beinahe zur Hälfte. Wohl hatte er es sich nach großen Verlusten vorgenommen, die Karte nicht mehr anzurühren; wohl hatte er oft die halbe Nacht dagelegen und sich selber einen Elenden genannt, der die Ersparnisse seiner Mutter verspiele. Aber wenn dann der Amerikaner mit seinem spöttischen Lächeln ihn fragte, ob er auch die Lust verloren, nachdem man ihm die Federn gerupft — dann hatte er's nicht vermocht, sich etwas merken zu lassen; und mit der gleichgültigsten Miene hatte er sich wieder hingesetzt zum Spiel, um bald zu gewinnen, bald das Gewonnene zweifach zu verlieren.

In New York trennten sich die beiden Reisegefährten. Der Bärtige hatte nach seiner Art zärtlichen Abschied genommen von Rudi und ihm die früheren Anerbietungen wiederholt. Dieser aber war sehr kühl und ablehnend dabei gewesen, denn er mußte sich doch sagen, daß dieser Mann ihn zum Spiel verführt habe und seine Verluste gleichgültig, ja mit einer Art Schadenfreude angesehen habe.

„Wenn's nicht glücken will hier, my boy," hatte er zuletzt gesagt, „dann fährst du mit der Eisenbahn drei Tage und drei Nächte, ich hab's dir ja alles aufgeschrieben. Von da fahren die Holzflößer bis spät in den Herbst hinein, den Fluß hinab, die kommen dicht an unserm Sweet home

vorüber und nehmen dich umsonst mit. Du sollst mir jederzeit willkommen sein, und die braune Fanny ist ein Blitzmädel, die wird dir auch keine saure Miene machen. Fare well, my boy! — Dann noch ein derber Schlag auf die Schulter, der den schlanken Rudi beinahe ins Wanken brachte, und der Amerikaner war in dem Menschengewühl von Broadway verschwunden, und unser Junge stand allein, ganz allein da.

Es überkam ihn denn auch dies Gefühl des Alleinseins; es legte sich auf ihn wie ein schwerer Druck. Aber er hatte sich ja vorgenommen, an seine Mutter zu schreiben, sobald er Amerika betreten, er wußte ja, wie sie nach einem Briefe verlange. Aber was sollte er denn schreiben? die Wahrheit? — die mußte ihr ja das Herz durchbohren! und Lügen? — nein, lügen konnte und mochte er doch nicht. Darum wollte er zunächst ein Unterkommen suchen, daß er wenigstens darüber sie beruhigen könne, und dann wollte er ihr alles mitteilen, was mit ihm und in ihm vorgegangen.

Der amerikanische Reisegefährte hatte ihm verschiedene Adressen ins Taschenbuch geschrieben: Fabriken, kaufmännische Geschäfte mancherlei Art. Er machte sich auf die Wanderung, er wollte sich vor allem bemühen, in einer Fabrik als Zeichner unterzukommen. Aber man hatte kaum Zeit, sein Anliegen anzuhören, das er in gebrochenem Englisch vorbrachte. Meistens ward er mit einem bloßen Kopfschütteln abgewiesen. An einer Stelle ließ man sich doch wenigstens Zeit, ihn nach Zeugnissen und etwaigen Proben seiner Fertigkeit zu fragen. Erstere fehlten ihm, und da er als Probe seines Talents verschiedene

Bildchen vorlegte, die er unterwegs auf dem Schiffe gezeichnet, kleine Landschaften, menschliche Gruppen, Schiffe u. dgl., da zuckte man die Achseln und meinte, das sei nicht das rechte Genre; auch sei man augenblicklich versehen.

Alles Herumlaufen, Fragen, Bitten war vergeblich gewesen, und als Rudi am Abend schweren Herzens in seinem Logis saß, da sank ihm das Haupt herab. Die Barschaft schwand auch dahin mit rasender Schnelligkeit.

Am andern Tage dasselbe Rennen und Laufen. Jetzt versuchte er, in einem Laden anzukommen — vergeblich! Dann war er bereit, als Hausknecht zu dienen — vergeblich! Aus den noblen Stadtteilen war er nach einigen Tagen in die entlegeneren Gegenden geraten. Von Hitze und Durst gequält, trat er in eine Schenke zweifelhaften Ranges. Eine dicke Frau, mit einem breiten, roten Gesicht, das von falschem, schwarzem Lockenhaar eingerahmt war, trat ihm entgegen. Nachdem sie sein Englisch gehört und ihn scharf angeblickt, redete sie ihn deutsch an.

Obgleich die Frau mit dem fettglänzenden Gesicht und den dicken, fleischigen Händen ihn sonst angewidert hätte, so freute er sich doch jetzt, eine Landsmännin gefunden zu haben, und bald kannte sie all seine Schicksale und fehlgeschlagenen Hoffnungen.

Eine Weile schwieg die Frau, klimperte mit dem Gelde in der Ledertasche, die sie unter der Schürze trug, dann machte sie Rudi den Antrag, als Kellner bei ihr einzutreten. Sie sei eine trauernde Witwe, dabei zeigte sie auf die schwarzen Fähnchen in ihrer Haube; ihr Seliger habe sie vor vier Wochen verlassen, und da sie abends viel Zuspruch habe, werde es ihr leicht zu viel. Großes Gehalt

könne sie zwar nicht zahlen, aber freie Station, die Wäsche ausgenommen, werde sie geben. Auch müsse er sich dazu verstehen, wenn in der Gaststube nichts zu thun sei, häusliche Geschäfte auszuführen. Er sei ein deutscher Landsmann, und für solchen thäte sie alles. Dabei hielt die Frau ihre dicke Hand hin, und Rudi zögerte denn auch nicht einzuschlagen. Monatlich fünf Dollars und freie Station, das war der Akkord.

Also Kellner in einer Winkelkneipe, daneben wohlbestellter Küchenknecht und Hausbursche dieser trauernden Witwe: das war allerdings nicht viel, man konnte dies Los nicht gerade ein liebliches nennen. Aber es war doch ein Anfang, ein Punkt, wo man Fuß fassen konnte. Rudi tröstete sich, es habe schon mancher noch niedriger angefangen in Amerika und habe es doch zu etwas gebracht.

Aber er sollte es lernen, daß diese Laufbahn viel saurer sei, als er's sich jemals gedacht. Die Stammgäste, welche abends bei Bier, Wein und Karten in der Gaststube saßen, waren von der gemeinsten Sorte, rohe, wilde Gesellen; es war kaum mit ihnen auszukommen. Oft entstanden Schlägereien und Raufereien, wobei die Bowiemesser gezückt wurden und Blut floß. — Die trauernde Witwe sah das alles ganz gelassen mit an und kam dabei gar nicht aus ihrer Ruhe heraus. Sie hatte für solche Gelegenheiten eine Einrichtung an ihrem Schanktisch, daß sie durch Herablassen eines dicken Eichenbretts wie verschanzt dastand und sich den Spektakel von Numero Sicher aus mit ansehen konnte. — Rudi hatte zuerst dazwischen fahren wollen, um die Streitenden zu trennen. Da hatte aber die Witwe ihren Kellner mit beiden Armen gepackt

und in ihre Verschanzung geschleudert und ihm dabei bedeutet, die Kerle seien samt und sonders keinen Schuß Pulver wert, und man könne froh sein, wenn einer davon weniger auf der Welt wäre.

Dem Rudi war dies Leben aber unerträglich, und als ein roher Schiffskapitän ihn mit Fußtritten traktierte, weil er nicht schnell genug bedient worden, da erklärte er, nicht länger bleiben zu wollen.

Nun aber begab sich etwas ganz Unerwartetes. Die trauernde Witwe geriet außer sich und würde sicher ihre Locken gerauft haben, wenn sie nicht falsch gewesen wären. Sie erklärte dem jungen, vor Staunen sprachlosen Menschen, daß sie ihr Herz zum dritten Male an ihn verloren und bereit sei, ihn zum Lebensgefährten und Mitbesitzer ihrer einträglichen Wirtschaft zu machen. Die in Fett schwimmenden Augen schlug sie dabei gar nicht nieder, sondern sah ihrem Erkorenen mit sehnsüchtigem Verlangen gerade ins Gesicht. Der aber, nachdem er sich besonnen, ob er recht höre, rannte davon, als ob es hinter ihm brenne, wirklich brenne, packte seine Sachen in Eile zusammen und — fort war er.

Ja, mit dem Fortlaufen geht's leicht und schnell; aber was nun weiter? Sollte er von vorn wieder anfangen mit dem Herumlaufen und Betteln um ein Unterkommen? Ihn schauderte. — New York mit seinem Gewühl und Getreibe, mit so vielen Menschen, die mit ihrem Herzen weit unter dem Gefrierpunkt stehen, die jeden Fremden, der etwas werden will, mit Blicken ansehen, daß man sich dabei in die ewigen Eisregionen am Nordpol versetzt fühlt — diese Stadt war ihm fürchterlich geworden.

Da er aber nur zwischen dieser Eisregion und dem liebeswarmen Herzen der trauernden Witwe zu wählen hatte, so beschloß er ein Drittes zu thun.

Er hatte sich mit seinem Handkoffer auf eine Bank gesetzt, — da war es ihm, als hörte er das Rauschen von Baumwipfeln im Walde, als zöge es wie Duft von Hirschbraten in seine Nase, als schäumte ihm ein kräftiger Trunk entgegen. Er gedachte an seinen Reisegefährten von der Thuringia, an dessen wohlgemeinte Vorschläge und Anerbietungen. In diesem Augenblick der Verlassenheit und Ratlosigkeit traten ihm die dunklen und bedenklichen Seiten des Mannes zurück. Nur fort von hier und hinaus in die freie Wildnis! all das Menschentreiben ist ihm zuwider. — Aber wie hinkommen? — Er zählt sein Geld, es würde wohl eben reichen! Da gehen die Gedanken noch weiter zurück, übers Meer hinüber. Er nimmt das Bild hervor, das er auf der Brust trägt, und blickt es lange an! — Was würde sie dazu sagen?

Er hat ihr, als er bei der Witwe war, einen langen, traurigen Brief geschrieben! Er hat sich selber angeklagt, ernst und schwer; sein ganzes Herz hat er ihr ausgeschüttet. Die Verlassenheit, das Jämmerliche seiner Lebensstellung, die bitteren Täuschungen haben ihn mürbe gemacht.

Darauf hat er auch einen Brief bekommen, der aber schon vor Empfang seines Schreibens abgegangen war; einen Brief, aus welchem er erfahren, was es heißt, wenn einen seine Mutter tröstet. Es ist, als ob sie all sein Leid, seine Hoffnungslosigkeit im voraus gewußt hätte, als hätte sie in seiner Seele gelesen. Es ward ihm dabei zu Mute,

als läge er mit seinem Kopfe an ihrer Brust und hätte die Augen aufgeschlagen zu dem geliebten, blassen Antlitz, und sie sähe ihn an so gut, so wundergut!

Als er jetzt auf der Bank sitzt und ihr Bild betrachtet, wird's ihm wieder so zu Mute, und in seinem Herzen heißt es: Wäre ich bei dir geblieben, mein Mutterherz! Aber wenn er sich jetzt fragt: würde es ihr recht sein, was ich jetzt vorhabe? — dann ist es ihm, als winke und wehre sie ab. Doch bleibt ihm ja keine Wahl; in dieser Stadt kann und will er nicht bleiben. Er springt auf, geht zum Bahnhof, löst das Fahrbillet, und bald geht's fort. Er dampft nach Westen, immer weiter nach Westen, Tage und Nächte lang. Endlich heißt es: „Queenstown." Der Zug hält eine Minute, unser Reisender steigt aus und sucht eine Stadt. Ja, eine Stadt nach europäischen Begriffen ist hier nicht zu finden, soll erst eine werden, die Uranfänge sind vorhanden: ein Krämer, ein Gemeindehaus, ein Hotel, etliche Ansiedlerhütten, das ist das Ganze; und zwar alles so primitiv, so uranfänglich, daß man es sehen muß, um sich einen Begriff von der Kühnheit zu machen, das eine Stadt zu nennen. Und doch bedarf's vielleicht nicht zehn Jahre, um eine wirkliche Stadt hier hervor zu zaubern; es kommt alles auf die Lage an. Und die Lage ist gut, der Fluß verbindet sie mit all den Ansiedelungen, die noch weit in den Westen hinein liegen; sie müssen hierher mit ihren Produkten, mit Reis und Holz, sie müssen von hier ihre Lebensbedürfnisse holen. Das giebt Verkehr und Verdienst, die Stadt hat eine Zukunft.

Rudi fragt und erkundigt sich in dem sogenannten Hotel, wo es weiter nichts an Traktamenten giebt als

brandy und eine Art Schiffszwieback, nach seinem Reisegefährten, dem Farmer Richard Poole von West Point. Man kennt ihn nicht und rät, zum Krämer zu gehen. Der Krämer kennt ihn und weiß Rat. In der nächsten Woche müssen die Flößer kommen; die reisen zurück und wissen Bescheid.

Die Flößer kommen auch, und die Rückreise wird gemacht per Fluß in einem offenen Kahne. Eine Tagereise entfernt von West Point wird Rudi ans Land gesetzt; die Richtung und allerlei sonstige Merkmale werden ihm angegeben. Die Merkmale sind nun zwar für ein europäisches Auge nicht leicht zu finden, die Bäume im Walde sehen alle so ziemlich gleich aus. Doch was hilft's, der Marsch muß angetreten werden.

Wer weiß auch, ob Rudi jemals seinen Freund erreicht haben würde, wenn er nicht auf zwei Menschen gestoßen wäre, Vater und Sohn, die eifrig beim Holzfällen beschäftigt waren, um ihre im vorigen Jahre begründete Ansiedelung zu erweitern. Es waren gutmütige Leute von holländischer Abkunft, die ihm so weit zurecht halfen, bis er, beim Erklettern eines hohen Baumes, in der Ferne eine blaue Rauchsäule aufsteigen sah, so daß er nun die Richtung nicht mehr verfehlen konnte.

Bald lichtete sich denn auch der Wald, Reis- und Kornfelder breiteten sich aus, und eine Art Weg war gebahnt, der zu einem Blockhause führte, das nichts Anderes sein konnte, als die vielgepriesene Residenz des Farmers Poole von West Point. Rudi näherte sich. Aus der Ferne tönte ihm ein lautes, frisches Lachen entgegen, untermischt mit grunzenden, quiekenden, kreischenden Tö-

nen. Die braune Fanny fütterte ihre Schweine, das gab allemal einen Hauptspektakel.

Zwei Alte und eine ganze Schar junger Ferkel umdrängten den Trog, in welchen das Mädchen soeben das Futter geschüttet hatte. Die Ferkel kollerten durch- und übereinander, und wenn eins gar zu unbescheiden ward, empfing es seine Zurechtweisung. Mit der Fußspitze ward es fortgeschleudert, überschlug sich in der Luft, und kaum auf der Erde angekommen, machte es von neuem seinen Angriff auf den Futtertrog. So oft dies Manöver sich wiederholte, hörte man das silberhelle Lachen des Mädchens.

Ganz vertieft in dieses Schauspiel, bemerkte Fanny nichts von dem Beobachter, der, bequem an die Fenz gelehnt, mit größtem Interesse die eigentümliche Erscheinung des jungen Mädchens betrachtete.

Sie war noch sehr jung, die Formen noch kaum entwickelt, aber schlank und hoch aufgeschossen. Der Hals trug leicht und anmutig das Köpfchen, das mit dichten, schwarzen Locken bedeckt war, welche knabenhaft zurechtgeschnitten waren. Starke, zusammengewachsene Brauen und noch stärkere Wimpern beschatteten Augen, deren Farbe unbestimmbar und je nach dem Ausdruck wechselnd erschien.

Die Kleidung des Mädchens war so leicht als nur möglich. Den Oberkörper umhüllte nur ein grobes, aber sehr sauberes Hemde, das am Halse von einem grellroten Tuch zusammengehalten ward. Um die schmalen Hüften war ein dunkler Rock geknöpft aus einem starken Wollenstoff, welcher, sehr kurz, die braunen, kräftigen Beine und die kleinen nackten Füße mit den zierlichen Knöcheln sehen ließ.

Unser Wanderer meinte, noch nie ein solches Geschöpf gesehen zu haben. Es mochte wohl das Gemisch von naturwüchsiger Kraft und wilder Schönheit sein, das seinen Blick so unwiderstehlich fesselte, — bis er, sich endlich besinnend, durch ein lautes „Guten Abend" sich bemerklich machte.

Blitzartig fuhr das Mädchen herum; und rasch wie ein Eichkätzchen war sie im Hause verschwunden, um ebenso rasch wieder zu erscheinen, mit einer gespannten und angelegten Büchse.

So stand sie in der offenen Thür des Blockhauses — Rudi, hoch aufgerichtet, mit furchtlos aufgeschlagenem Auge, ihr gegenüber; ja, ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen und ließ die weißen Zähne unter dem dunklen Bärtchen hervor glänzen.

Langsam, ganz langsam ließ das Mädchen die Büchse sinken. Ebenso langsam trat der junge Mann einen Schritt näher und legte, militärisch grüßend, die Hand an die Mütze.

„Was willst du hier?" fragte jetzt Fanny deutsch, und indem ihr Auge die Gestalt des Ankömmlings überglitt, gesellte sich zu dem finsteren Blick ein spöttisches Zucken in den Mundwinkeln.

„Ich will Mr. Poole besuchen, der mich eingeladen hat. Ihr scheint hier freilich nicht sehr gastlich zu sein und Menschen für wilde Tiere zu halten!" lautete die Antwort; „mich verlangt nach deinem Hirschbraten und braunem Bier, und du empfängst mich mit der geladenen Flinte? Ha, ha!"

Jetzt lachte auch das Mädchen, und ihr Gesicht bekam dadurch einen herzgewinnenden Reiz. „Hast recht," sagte

sie, „du hast mich nur überrascht. Du siehst gar nicht zum Fürchten aus, gar nicht. Mit dir würde ich auch ohne Flinte fertig. Du magst eintreten, der Vater wird bald kommen, — die Sonne ist schon hinter den Bäumen."

Damit drehte sie sich und ließ Rudi nachfolgen. Das Blockhaus war in rohester Weise aus Baumstämmen aufgeführt und in zwei Räume, einen größeren und einen kleineren, geteilt. Licht empfing es nur durch die weit geöffnete Thür. Die innere Einrichtung war so einfach als denkbar: ein roher gemauerter Herd, auf welchem ein helles Feuer brannte; der Rauch, zur Decke aufwirbelnd, suchte sich seinen Ausweg durch das undichte Dach und die Thür; in der einen Ecke ein Tisch, dessen vier Beine in die Erde eingerammt waren, um denselben herum Bänke; in der andern Ecke Tierfelle, gebreitet über Haufen von dürrem Laub und Reisstroh; an den Wänden allerlei Schießgewehre und prächtiges Hirschgeweih.

Schweigend deutete das Mädchen auf die Bank, wo Rudi sich ermüdet niederließ. Dann stellte sie sich in die offene Thür und blickte scharf hinaus in den Wald, wo die schlanken Stämme kanadischer Pappeln mit der gefleckten Rinde hoher Platanen wechselten. Unter den dichten Wipfeln wollte es schon Dämmerung werden, und die hohen, üppigen Farren bewegten leise ihre schönen Blattwedel im Abendhauch. Eine Weile stand das Mädchen so, ungeduldig hinausspähend. Da flog sie hinaus, wie ein Pfeil von der Sehne. Sie hatte, unter den Stämmen noch halb verborgen, den Vater entdeckt und eilte, ihm die große Neuigkeit entgegen zu bringen.

Bald darauf traten beide ins Blockhaus. Sobald

das erwartungsvoll suchende Auge des Mannes den Gast entdeckte, blitzte es hell auf in dem braunen, bärtigen Antlitz, und mit fröhlichem Lachen und derbem Handschlag hieß er den Ankömmling und alten Bekannten willkommen.

„Hab's mir wohl gedacht, daß du kommen würdest, mein Junge!" rief er aus. „Hast wohl nichts mitgebracht aus der großen Stadt, als lange Nasen und leere Taschen und einen hungrigen Magen. Well! gut so! Zuerst wollen wir für den Magen sorgen. Sollst sehen, daß ich dir nicht zu viel versprochen. Fanny! Mädel, mach', daß wir was auf den Tisch kriegen! hast du's Abendbrot schon zurecht?"

Fanny aber stand noch ganz ruhig, halb hinter dem Vater, und betrachtete sich erst recht den Fremdling; ihre Augen sprühten dabei von Neugier und Interesse.

Jetzt trat sie rasch hervor und streckte Rudi ihre Hand hin. Als er dieselbe fröhlich ergriff, sagte sie leise „Willkommen," als fühle sie eine Verpflichtung, den ersten rauhen Empfang wieder gut zu machen.

Rudi, in bester Laune, berichtete jetzt über seine Ankunft vor dem Blockhause, worüber der Farmer sich weidlich ergötzte. Das Mädchen aber, das jetzt am Herde beschäftigt war, drehte von Zeit zu Zeit das Köpfchen halb um und blickte mit einem eigentümlich träumerischen Ausdruck unter den dunklen Wimpern hervor zu den Männern hinüber.

Bald stand ein kräftiges Abendessen auf dem Tisch, wobei auch eine saftige Hirschkeule und selbstgebrautes Bier nicht fehlte. Von europäischem Luxus an Gedeck und Gerät war freilich nicht dabei die Rede. Holzteller und Bowiemesser reichten völlig aus.

Als nun zum Schluß auch noch der Wirt seinem jungen Gaste die Brandy-Flasche wieder und wieder hinüberreichte, da ward die Stimmung bei beiden immer gehobener. Der Heiratsantrag der Witwe ward mit endlosem Gelächter erzählt und angehört. Zuletzt stimmte Rudi seine lieben deutschen Lieder an, eins nach dem andern, und der Farmer stimmte mit seiner rauhen Kehle ein, so gut es gehen wollte.

Die braune Fanny aber kauerte vor dem erlöschenden Herdfeuer und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. In ihrem ausdrucksvollen Antlitz glänzte bald helle Freude auf, bald schattete tiefe Wehmut drüber hin, je nachdem die Lieder fröhlich oder traurig erklangen, — und ihre wunderbaren Augen waren wie ein tiefer, dunkler See im Walde, über welchen bald der Mond sein Licht ausgießt, bald die Wolken ihre Schatten lagern.

Als Rudi endlich auf einem der Tierfelle in tiefen Schlaf versank, da blickten durch all seine Träume diese Mädchenaugen. Dann wieder sah er in den offenen Lauf einer Büchse, dann wieder kollerten Schweine und Ferkel um ihn her. Aber das blasse Frauenantlitz aus der fernen Heimat weit von jenseits her — das tauchte ihm nicht auf; es war, durch die neuen Eindrücke verdrängt, wie versunken im tiefen, tiefen Meer.

Nun begann denn ein ganz neues Leben für unsern jungen Freund, ein Leben der regelmäßigen Arbeit, der körperlichen Anstrengung bis zur Erschöpfung seiner anfangs noch ungeübten Kräfte, ein Leben in der Einsamkeit und Stille der in ihrem Erscheinen und Walten so wunderbar großartigen Gottesnatur, die noch unentweiht war

von all der Unruhe des leidenschaftlichen Treibens, des Jagens und Rennens um Gewinn und Verlust.

Die riesigen Bäume des Waldes mit ihren rauschenden Wipfeln, das Wogen der Reis- und Maisfelder, das Säen und Ernten, das Pflanzen, Wachsen, Gedeihen — alles übte einen eigentümlich beruhigenden, abklärenden Einfluß auf dies junge, brausende Menschenherz. Die unreinen, gärenden Elemente sanken allmählich zu Boden; es trat ein ernstes Selbstbesinnen ein, eine Wandelung des Urteils über Menschen und Dinge und vor allem über die eigene Vergangenheit.

O, dieser köstliche, heilige Wald! wie reden doch da so ernste Stimmen zum Menschenherzen! Dieses in seinem Walten so geheimnisvolle Treiben der schaffenden, nährenden Naturkräfte, wie mächtig wirkt es auf ein empfängliches Gemüt! Diese wundervolle, weiseste Ordnung des gegenseitigen Dienens und Nährens, worauf die ganze Schöpfung des lebendigen Gottes begründet ist, welch eine Bußpredigt für das eigensüchtige, selbstische, sich überhebende Menschenherz! — Und je stiller und reiner es ward in Rudis Herzen, desto mächtiger trat auch wieder hervor, was er verloren und verlassen drüben jenseits des Meeres, desto deutlicher fühlte er den Zug des starken Fadens.

Aber der Farmer! bringt er nicht Störung in diese heilsame Entwickelung? Er ist, trotz mancher üblen Gewohnheit, vor allem ein Mann der Arbeit, eisern in seinem Fleiße und unerschöpflich an Kraft. Und wenn er arbeitet, räsonniert er nicht. Wohl ist ihm das Menschenleben mit den krankhaften Erscheinungen seiner überfeinerten Kultur

zuwider, — wohl haßt er alles, was Zwang und Beengung heißt, jede unberechtigte und nicht selbst erworbene Bevorzugung und Überhebung auf Kosten anderer, — er ist ein Mann des Rechts, und das „Jedem das Seine" ist ihm der oberste Grundsatz. Daneben aber birgt sich in ihm eine Art gutmütigen Wohlwollens und freundlicher Gesinnung, welche oft die rauhe und rohe Außenseite durchbricht, wie ein warmer Sonnenstrahl.

Die Erinnerung an das Weib seiner Jugend und an den Sohn, welchen sie ihm geboren, die er beide draußen im Walde unter einer gewaltigen Platane begraben und denen er ein roh gezimmertes Kreuz aufs Grab gesetzt — diese Erinnerung weckt jedesmal den Sonnenstrahl, wie ja auch darin eben seine Zuneigung für Rudi ihren Grund hatte.

Die Tochter, das Letzte und Einzige, was ihm geblieben, umfaßte seine starke Seele mit ganzer, voller Liebe, obgleich von Zärtlichkeit und Weichheit der Empfindung wenig zu Tage trat. Ruhte aber sein Blick unbemerkt auf diesen beiden jungen Menschenkindern, welche durch tägliches Zusammenleben so eng und einzig auf einander gewiesen waren, da konnte man wohl ein wärmeres Aufleuchten erkennen und allerlei Wünsche und Pläne für die Zukunft herauslesen.

Und die beiden nun, wie gingen sie neben- und miteinander hin?

Man würde sehr irren, wenn man sich dächte, daß sich sofort ein innigeres und zärtliches Neigen der Herzen zu einander ergeben hätte. Danach waren sie beide nicht angethan.

Wie viel Verkehrtes, Entartetes sich auch bei Rudi geltend gemacht hatte, durch sein inniges Zusammenleben mit der reinsten, keuschesten Frauenseele von Kind auf war auch er, dem andern Geschlecht gegenüber, reines Herzens geblieben und hatte eine heilsame, innere Scheu vor jeglicher Übertretung dieser Art. Der Faden war auch hier ein starker, der ihn hielt!

Und Fanny, das schwarzbraune Mägdlein, war bis auf den Tag seiner Ankunft noch ein Kind, wild und schrankenlos in all ihrem Thun und Treiben; aber ihre Seele schlief noch, und ihr Gemüt war weich und tief, jedem Eindruck aufgethan, jedes Bild widerspiegelnd.

Wohl tauchte es allmählich empor aus der Tiefe, wie Ahnen und Kommen einer noch unverstandenen großen Veränderung, eines noch unfaßbaren Geschicks, — wenn sie sich zu seinen Füßen setzte und ihre Hände auf seinen Knieen faltete und er ihr erzählen mußte von der Welt draußen, von dem Treiben drüben jenseits des Meeres; wenn sie ihn unverwandt anschaute, lange, lange, und nimmer müde ward, ihm zuzuhören; wenn er die deutschen Lieder sang und sie bald lernte mitsingen, erst leise, ganz leise, wie ein Vogel im Schlafe, — aber in dem allen war zunächst noch nichts von bewußter jungfräulicher Liebe.

Das Allerschönste und Beste, was Rudi ihr nur erzählen konnte, war von seiner lieben, lieben Mutter daheim, deren Bild sie nicht müde ward zu betrachten.

Fanny hatte ja nur eine dämmernde Erinnerung von der eignen Mutter, aber sie hütete diese Erinnerung wie ein Kleinod. Wenn Rudi nun von seiner Mutter erzählte, dann strahlte auch ihr Kleinod auf in immer neuem Glanze.

So erzählte er denn von ihren guten Augen, von ihrem feinen Munde, von ihren fleißigen Händen, von den tausend und abertausend Beweisen ihrer Liebe und Güte, von den Thränen, die sie geweint beim Abschied, von ihren Briefen, die er schon bekommen. Ja, endlich nahm er den letzten dieser Briefe hervor und las ihn langsam, als ob jedes Wort ein Schatz sei, der lauschenden Fanny vor.

Die Wirkung auf das Mädchen war eine wunderbare. Als Rudi zu Ende gelesen, hatte sie beide Hände vors Gesicht gelegt und schluchzte laut.

Auf sein dringliches Fragen gab sie keine Antwort. Er fragte, ob ihr etwas weh gethan in diesen guten Worten; sie schüttelte heftig den Kopf; — ob sie betrübt sei, keine solche Mutter zu haben; sie schüttelte wieder den Kopf. Endlich kam's heraus. Mit glühender Stirn und feuchten Wangen, seufzend und stammelnd gestand sie es: sie könne ja nicht lesen. Woher hätte sie's auch lernen sollen, das arme Ding! Von den Bäumen und Tieren konnte sie's doch nicht lernen, und dem Farmer, ihrem Vater, war es noch nie in den Sinn gekommen. „Lesen!" rief da Rudi aus, „Lesen! du sollst lesen lernen, gewiß, du wirst's sehr bald und leicht lernen, Fanny. Wir nehmen an jedem Abend eine Stunde, morgen fangen wir an."

Der Farmer lachte so eigen, als ihm diese Neuigkeit verkündet ward, und brummte etwas in den Bart von „schöner Wirtschaft."

4. Gnadenzüge.

Lesen lernen — ei ja, recht schön! aber dazu gehören doch auch Buchstaben, gedruckte Buchstaben. Eine Fibel gab's natürlich nicht im Blockhause, und, wir müssen's bekennen, auch keine Bibel. Es war wohl eine dagewesen, aber sie war abhanden gekommen. Was thun? Rudi besinnt sich. Er hat ein Buch, ein einziges Büchlein, unten in seinem kleinen Handkoffer. Er hat's freilich nicht angesehen, weder auf der Reise, noch solange er in Amerika ist, aber es liegt da, das weiß er gewiß. Es ist das kleine, ganz kleine Neue Testament mit Psalmen, das seine Mutter ihm einst am Konfirmationstage geschenkt, das sie ihm eigenhändig in den Koffer gesteckt, nachdem sie einen Denkspruch vorne hinein geschrieben. Aus diesem Buch muß Fanny die Buchstaben und das Lesen lernen.

Da sitzen sie, die beiden, dieser junge Lehrer und seine noch jüngere Schülerin, in der Ecke des Blockhauses an dem breiten Tische, über welchem, im eisernen Ring befestigt, ein heller Kienspahn flackerndes Licht verbreitet.

Der Farmer sitzt im Dämmerlicht auf der Thürschwelle und schärft ein sichelartiges Messer, womit der Reis geschnitten wird.

Fanny hat das kleine Büchlein in den Händen. Eine Weile ergötzt sie sich an dem blanken Goldschnitt und dem gepreßten Lederband. Dann schlägt sie es auf und läßt die Blätter durch die Finger gleiten. Sie schlägt die erste Seite auf, da steht der Heilandsname in großen Buchstaben. Dieser Name fällt ihr in die Augen, weil er größer gedruckt als das andere. Sie fragt Rudi: „Wie heißt

das?" Er antwortet: „Jesu Christi — das Neue Testament Jesu Christi, unsers Herrn und Heilandes!" Sie fragt weiter: „Wer ist Jesu Christi? wer ist Heiland?" denn die religiösen Vorstellungen Fannys waren noch sehr unvollkommener Art. Sie weiß etwas von einem Schöpfer-Gott und kann das Vater-Unser hersagen; das ist alles.

Ja, wer ist Jesus Christus? wer ist der Heiland? Rudi wird ganz verlegen und sagt: „Das ist so kurz nicht zu sagen. Du sollst es selber lernen aus diesem Buch!"

Und nun begann der Leseunterricht. Ob es nach der Buchstabier- oder Lautiermethode herging, das können wir nicht sagen; genug, Fanny bewies sich als sehr gelehrige Schülerin, sie hatte einen klaren, scharfen Verstand und eine glühende Lernbegierde, da ist das Lesen keine Hexerei.

Bald kann sie Silben zusammensetzen, danach Worte, endlich Sätze. Das Lernen macht ihr eine unaussprechliche Freude. Während die beiden Männer draußen beschäftigt sind mit dem Ausroden der geschlagenen Bäume, oder mit dem Kornschneiden, sitzt sie an ihrem Lieblingsplatz unter der Platane, welche das Grab der Mutter und des Bruders beschattet, und studiert eifrig in dem kleinen, schwarzen Büchlein.

Kommt Rudi heim, dann läuft sie ihm in heller Freude entgegen, wenn es ihr gelungen, ein Wort oder einen ganzen Satz zu entziffern. Und wie eigentümlich ergreift es ihn, diese tausendmal gehörten Worte von ihren Lippen aussprechen zu hören! Es ist ihm, als hätte er sie noch nie so gehört, als ginge ihm jetzt erst die unermeßliche Größe und Bedeutung dieser Worte auf, als blickte er in immer neue Tiefen.

Und was hat sie nicht alles zu fragen! Wie oft muß er verstummen und hat keine Antwort! Dann denkt sie lange still für sich nach und findet oft eine Antwort, von welcher es auch heißen könnte, wie beim Petrus: „Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel!“

Als sie die Weihnachtsgeschichte zum erstenmal im Zusammenhange gelesen, da hörten die heimkehrenden Männer schon von weitem einen hellen Freudengesang. Fanny hatte sich eine Melodie erfunden zu dem Jubelchor der Engel und himmlischen Heerscharen von der Ehre Gottes und dem Frieden auf Erden, und Rudi dachte bei sich, das könnte man in jeder Kirche singen, ja, er habe noch nie so erbaulich singen hören. Und dabei stand Fanny am Herde und bereitete die Abendmahlzeit.

Als allmählich die Erlösergestalt in immer klareren Zügen aus den Evangelien ihr entgegentrat, ward sie immer stiller und nachdenklicher; und eines Abends trat sie den Männern entgegen mit Augen, die in einem überirdischen Glanze strahlten, legte ihre Hände ihnen auf die Arme und sagte: „Ich weiß nun, wer Er ist, und werde dran gedenken mein lebelang! Ich bin noch nie so glücklich gewesen!“

Nun aber wollte Fanny auch schreiben lernen. „Denn,“ sagte sie zu Rudi, „ich muß deiner Mutter Dank sagen, daß sie dir das Buch mitgegeben.“

Diese Vorgänge im Herzen des Mädchens mußten wohl eine rückwirkende Kraft auf Rudi ausüben. Ja, selbst der Farmer konnte sich dem nicht entziehen.

Für Rudi lag die Frage gar zu nahe: Wie kommt es,

daß der Inhalt dieses Buches das Mädchen so gewaltig ergreift, wie es mich nie ergriffen hat? Ja, wie ist es möglich gewesen, daß dieses alles bei mir erkaltet, erstorben, verdorben ist? Wenn diese schlichten, heiligen Berichte so gewaltig ein Menschenherz bewegen können, dann muß doch wohl Wahrheit drin stecken, dann muß es doch wohl Gottes Wort sein! — Und von dieser Wahrheit habe ich mich so weit verirren, dieses Wort habe ich so ganz vergessen können!

Fanny las laut den Männern vor aus ihrem Buche. Sie las, als ob es sich ganz von selbst verstehe, als ob sie lesen müsse, als ob sie ihnen gar nichts Besseres thun und ihnen keine größere Freude machen könne. Und die beiden Männer hörten schweigend zu. Ja, es ward auch ihnen lieb, diese wunderbaren Worte wieder und immer wieder aus dem Munde des Mädchens zu hören. Es stiegen Gedanken und Erinnerungen bei ihnen auf. Der Farmer gedachte seiner deutschen Heimat, seines längst verstorbenen Vaters, der ein armer Dorfschullehrer gewesen, und wie er auf der Schulbank diese alten Sprüche und Geschichten gelernt, daran er nie wieder gedacht. — Und Rudi dachte an sein Mütterchen und an die Gebete vor dem Zubettgehen und schämte sich nicht mehr, seine Hände zu falten.

Aber wie lange hatte er nichts von drüben gehört! Er war nun bald ein ganzes Jahr im Blockhause, und in der ganzen Zeit hatte er nichts gehört, keinen Brief, keine Nachricht erhalten. Geschrieben hatte er in dieser Zeit dreimal, und die Holzflößer hatten die Briefe mitgenommen, — aber, wie ungewiß, ob sie je ihre Bestimmung erreicht hatten!

Das Herz war ihm sehr unruhig. Wer weiß denn, ob sie noch lebt, die schwache, zarte Frau! Hat nicht der Abschied, die Trennung von ihrem Liebsten, das sie auf Erden besitzt, an ihrem Leben gezehrt? — Und wie ist sie doch so einsam! Wer pflegt sie, wer hilft ihr, wenn sie in Krankheit und Siechtum sinkt? Wer schützt sie vor Armut und bitterem Mangel, wenn ihre fleißige Hand nicht mehr schaffen kann? — Ach, das Ersparte ist ja dahin! — „umgebracht mit Prassen," wie es in der Geschichte vom verlorenen Sohne heißt.

Solche Gedanken müssen wohl plagen und nagen! Oft verscheuchen sie den Schlaf der Nacht, oft erfüllen sie die Seele mit Träumen. Das blasse, stille Frauenantlitz taucht oft, oft empor vor der Seele des Schlafenden und sieht ihn an so leidensvoll, so schmerzensreich!

Fanny dagegen ist immer voll guten Mutes und getroster Hoffnung. „Das kann nicht geschehen," spricht sie, „daß deine Mutter sterben sollte, ohne dich wiedergesehen zu haben, ohne von dir zu hören und zu erfahren, was ihre Seele erquickt! Sie muß es auch noch lesen, was ich ihr schreibe; bald werde ich's können."

Sie konnte es wirklich bald und schrieb folgendes:

An Rudis Mutter!

Du weißt es gar nicht, wie glücklich Du mich gemacht hast. Ich war sehr arm und bin nun reich geworden; ich war blind und kann nun sehen.

Das kleine Buch hat mich reich und sehend gemacht, daß Du Deinem Sohne mitgegeben. Dafür habe ich Dich auch sehr lieb und bitte Gott, daß er's Dir ver-

gelte. Ich habe auch sehr viel von Dir gehört und weiß nun, wie Du bist. Gott segne Dich!

Das wünscht Fanny.

Die Schriftzüge dieses Briefes waren freilich nicht gerade schön, aber doch leserlich, und Rudi erklärte sich sehr zufrieden damit. Er wollte nun selber auch wieder schreiben und Fannys Brief einlegen.

Am nächsten Tage, als der Farmer mit Rudi auf dem Felde bei der Saat beschäftigt war, hörten sie aus der Tiefe des Waldes eine rufende Stimme. Sie erkennen Fannys Stimme, es ist ein Freudenton in diesem Rufen. Sie blicken hin nach der Gegend, wo das Rufen herkommt. Da ist sie, sie läuft, so rasch sie kann, und ihr Lauf ist fliegend. Hoch in der Hand hält sie etwas Weißes. Sie kommt näher; es ist ein Brief! — Die benachbarten Farmer, welche dem Flusse näher wohnen, haben den Brief empfangen von Leuten, die vorübergefahren. Atemlos legt das Mädchen den Brief in Rudis Hand und blickt ihn ängstlich fragend an. Er sieht die Schriftzüge und nickt stumm; er bricht das Siegel, es ist ein einziges Blatt nur, auf der einen Seite nur beschrieben. Rudi liest, und eine heiße Thräne fällt auf das Blatt. Er liest die Worte:

Mein Sohn, mein innigstgeliebter Sohn!

Zehn Briefe habe ich geschrieben und keine Antwort empfangen! In jedem Monat dieses langen, freudlosen Jahres, am ersten Sonntage, wenn ich aus der Kirche kam, schrieb ich Dir, viele, lange Briefe. Nun ist meine Seele matt von Warten und Hoffen, und mein Leib ist hinfällig geworden, daß meine Hände zittern und die

Nadel nicht mehr halten wollen. Wo bist Du, mein Sohn? lebst Du noch, oder bist Du schon längst gestorben? — ach, nur nicht verdorben! nur nicht verloren! — Ob Du nun lebst oder tot bist: Gott sei Deiner armen Seele gnädig! — Oft bin ich ganz verzagt, und meine Seele liegt im Staube. Aber wenn ich dann mich aufraffe und zu Gott schreie: „Erquicke mich nach Deinem Wort!" dann werde ich wieder still und stark. Ja, es kommt ein wunderbares Hoffen über mich, und eine innere Stimme spricht mir zu: Er lebt! er ist nicht verloren! der treue Gott hält ihn am starken, unzerreißbaren Faden! Ja, die Stimme spricht: Du wirst ihn noch wiedersehen, mit diesen deinen Augen wirst du ihn sehen! — Ach, daß die Stimme wahr spräche! — Aber wenn's nicht bald geschieht, dann wird's zu spät! Ich fühl es deutlich. O, mein Sohn, wenn Du jemals diese Worte liest, gedenke dran, daß bis ins letzte Stündlein für Dich betet Deine Mutter.

Stumm und starr standen die drei Menschen, als Rudi diese Worte laut, mit bebender Stimme gelesen. Ihm ist die Hand mit dem Blatt kraftlos herabgesunken, und das Haupt hat er vornüber geneigt.

Da fühlt er, wie zwei Arme sich um seinen Nacken legen und warme, weiche Lippen einen langen Kuß auf seine nassen Augen pressen.

„Du sollst hin zu ihr, ehe denn sie stirbt," spricht Fanny. „Gewiß, du sollst und mußt hin, es ist Gottes Wille. O, wie gerne ginge ich mit dir, wenn ich den Vater verlassen dürfte! — Aber du kommst wieder!" fügte

sie hinzu, und ihre Augen blickten ihn angstvoll an. „Nicht wahr, Vater, wir können nicht ohne ihn leben? — und wenn du wieder kommst, dann bleibst du immer bei uns, immer, immer! — o sprich doch, Rudi, sprich doch, was du denkst!“

Da umfaßte er sie warm und fest mit seinen Armen und küßte ihre Lippen, und sie las es aus seinen Augen, was seine Seele dachte, was er im Herzen trug, mächtig und stark.

Und der Farmer stand dabei und blickte auf seine Kinder, und eine Thräne lief ihm langsam über die braune Wange in den Bart, ohne daß er's merkte. Doch schüttelte er die Rührung von sich. „Well!“ rief er, „und ich stehe dabei als Vater und werde gar nicht gefragt — 'ne schöne Wirtschaft!“

Da wandte sich Fanny ihm zu, legte ihre Hand auf seinen Arm, während sie die andere in Rudis Hand ließ, und blickte ihren Vater ernst und fest an und sagte ruhig: „Vater, das ist von Gott; du wirst es nimmer hindern können. Wir haben bis zur Stunde nie davon geredet. Geahnt hab' ich's wohl, nun weiß ich's ganz gewiß: wir müssen Mann und Weib werden!“ — Der Farmer antwortete nur mit einem kurzen Kopfnicken. In seinem Herzen hat er es ja längst gedacht und auch gewünscht, daß es so kommen möge. Denn Rudi hatte sich bewährt bei der Arbeit; sein Körper war gekräftigt, seine Brust breit und sein Arm stählern geworden; er hatte ein klares, scharfes Auge, und aus dem Auge blickte ein wackeres, treues Mannesherz. Der Farmer Richard Poole in West Point wußte, daß er die Zukunft seiner Tochter keinem Besseren

anvertrauen, und wenn sein Stündlein vorhanden, ruhig schlafen gehen konnte unter der breitgeästeten Platane, neben seinem Weibe und Sohne.

„Jetzt gehen wir gleich heim," sprach er, „wir müssen alles zum Aufbruch rüsten, Rudi muß gleich morgen fort. Der Brief ist drei Monate unterwegs, was kann alles in der Zeit vorgefallen sein! In drei Wochen, will's Gott, ist er drüben. Das weitere findet sich."

Abends, als der Mond klar und still über die Baumwipfel in den Wald blickte, standen die beiden noch einmal zusammen an den Gräbern. Es war ihnen beiden so eigen ums Herz; sie fühlten sich so reich, so überschwenglich reich in ihrer Liebe. Es war ihnen wie Kindern am Weihnachtsabend, wenn plötzlich die Thüren sich aufthun und all der Glanz sie überflutet, all die Herrlichkeit sich vor ihnen ausbreitet; es ist ihnen auch so plötzlich gekommen. Sie haben wohl geahnt, was hinter den verschlossenen Thüren sich barg, nun aber stehen sie in lauter Glanz und Herrlichkeit. Es ist ihnen, als wäre das Auge zu schwach und das Herz zu enge, um alles zu überschauen und in sich aufzunehmen.

Und jetzt, kaum im Besitz solches Glückes, naht schon wieder die Trennung, eine Trennung ganz aufs Ungewisse hin! Aber das Mädchen hat nicht umsonst das kleine Büchlein zu ihrem ersten und einzigen Lesebuch gemacht. Ihre Seele ist stille und voll Zuversicht. — „Du kommst wieder!" spricht sie, „ich weiß es, du kommst ganz gewiß wieder! das ‚Wann' steht in Gottes Hand, er wird's wohlmachen!" Und Rudi erkannte mit klarem Auge und festem Herzen seinen Weg, er wollte ihn getrost gehen. Die Hoff-

nung regte sich im jungen Herzen, und er sagte: „Wer weiß, vielleicht bringe ich dir mein Mütterchen mit; und dann ist alles, alles gut!“

Am andern Morgen gaben sie ihm das Geleite weit durch den Wald, und als sie endlich scheiden mußten, da war Fannys letztes Wort: „Das Buch behalte ich; das ist mein und dein, das bindet uns zusammen für Zeit und Ewigkeit!“

5. Heimkehr.

Das Menschenherz erträgt wohl manchen harten Schlag, manch bitteres Leid; und wenn der Schlag gefallen, dann liegt es eine Weile am Boden, aber danach richtet es sich doch wieder auf und findet eine Aussöhnung mit dem Leben.

Aber viel schlimmer ist's, wenn man in beständiger Furcht und Erwartung dahinlebt, nun werde der Schlag fallen, und er fällt noch immer nicht; wenn bald Hoffnung sich leise regt und bald Hoffnungslosigkeit uns befällt; wenn immer wieder Täuschung auf Täuschung folgt und die Spannung der Ungewißheit, des Wartens und Harrens nimmer aufhört.

Das ist wie das Nagen des Wurms, der heimlich im Lebensmark sitzt, unaufhörlich bei Tag und bei Nacht. Man fühlt den nagenden Schmerz an jedem Abend zuletzt und kann nicht mehr ruhig schlafen. Man fühlt ihn an jedem Morgen zuerst, und er weicht nicht vor des Tages Geräusch, nicht vor des Lebens Arbeit und Mühe.

Da muß wohl zuletzt die Kraft sich erschöpfen und der Widerstand nachlassen,— da sinken die Hände, und die Kniee straucheln, und die Seele wird müde, totmüde!

So war's gegangen im Stübchen der Witwe draußen vor dem Thore. Einen Brief hat sie bekommen von ihrem Sohne, und keinen wieder; sie sind alle verloren gegangen. Dieser eine Brief hat ihr freilich Kunde gebracht von dem Jammer seines Herzens und Lebens: seine Selbstanklage, die bitteren Vorwürfe, die er sich gemacht hat. Aber was nun weiter? Sie hat ihm sofort darauf geschrieben, hat ihm das Herz gestillt und getröstet, ihm den Weg gezeigt, den er wandeln solle vor und mit seinem Gott, daß er wieder zurecht komme. Aber hat er je diesen Brief bekommen und gelesen? Sie hat gehofft während des ganzen vorigen Sommers; es kam keine Nachricht! Der Winter kam, der lange, dunkle Winter mit seinen Nebeln und Stürmen, mit Frost und Schnee. Wie waren die Abendstunden so einsam! Sie durfte nicht mehr warten auf sein spätes Kommen, nicht mehr auf seinen Gruß beim Eintreten. Die Augen waren ihr so matt und müde geworden, sie konnte die Arbeit beim Lampenlicht nicht mehr vertragen. Da saß sie denn oft lange, lange und beschattete die Augen mit der Hand und dachte und dachte, bis sie auffuhr und das Lager aufsuchte; da dachte sie dann weiter, denn der Schlaf wollte nicht kommen.

Es war ein böser, harter Winter mit viel scharfen Ostwinden, und im Stübchen wollte es gar nicht warm werden, weil der Ostwind auf die Fenster stand. Die fleißigen Hände waren oft ganz blau und starr vor Kälte, und sie mußte sich erst am Ofen ein wenig erwärmen, ehe sie weiter nähen konnte; und der Ofen war auch nur lau, denn mit der Feuerung mußte sparsam umgegangen werden.

Im März kam eine Krankheit. Der Arzt sagte, die

Brust sei angegriffen; der Husten war sehr quälend. Die Hausbewohner leisteten die nötige Pflege. Dreimal am Tage sah man nach der Kranken und stellte ihr ans Bett, dessen sie bedurfte. Sonst aber lag sie allein — allein mit ihren Gedanken, Sorgen und Gebeten.

Allmählich ward's besser. Der Frühling kam und mit ihm auch ein Hoffnungsschimmer, aber keine Nachricht!

Da ward das blasse Gesicht noch bleicher, und die Hände so mager, beinahe durchsichtig. Doch führten die Finger nach wie vor die Nadel.

Der Fabrikherr hatte von ihrer Krankheit gehört und 25 Thaler Zulage geschickt, auch versprochen, ferner für sie sorgen zu wollen. Not litt sie nicht. Wie dankbar war sie für solche Güte! An einem stillen, schönen Tage hatte sie sich aufgemacht, dem Manne ihren Dank zu bringen. Er hatte wohlwollend zugehört und dann gleich nach Rudi gefragt.

Mit Thränen hatte sie sagen müssen, daß sie schon lange ohne Nachricht wäre. Es ward ihr schwer, das zu sagen, und sie klagte weiter gar nicht, meinte auch, es gingen ja viele Briefe verloren, er werde gewiß keine Schuld haben, sie sei fest überzeugt, daß er sich gebessert habe.

Darauf hatte der Fabrikherr Worte gesprochen, die ihr sehr hart geschienen. Entschuldigungen wollte er nicht gelten lassen und meinte, der Junge habe es nicht um sie verdient, daß sie so treu sei in ihrer Mutterliebe.

Als sie von diesem Gange nach Hause gekommen war, fühlte sie sich sehr erschöpft an Leib und Seele. Da setzte sie sich hin und schrieb ihren letzten Brief, dessen Inhalt wir erfahren haben.

Todesgedanken gingen ihr durch die Seele, und sie meinte, es sei doch sehr, sehr bitter, wenn sie aus der Welt gehen müsse, ohne von ihm gehört zu haben. Doch gelang es ihr, sich zur Ruhe zu beten und innerlich getröstet zu werden.

Da fingen die Leute an zu sagen, es gehe gewiß mit der blassen Frau zu Ende, und wenn die Blätter von den Bäumen fielen, werde es wohl vorbei sein.

Die Blätter fielen von den Bäumen, und die blasse Frau lag schon etliche Wochen ganz still auf ihrem sauberen Bette. Sie litt nicht gerade viele Schmerzen, sie war nur müde, sehr müde und schlug oft stundenlang die Augen nicht auf, obwohl sie nicht schlief. In ihrer Seele war sie nun ganz mit ihrem Gott zufrieden, und ihre Hände lagen meist gefaltet auf der Bettdecke. Es kam auch wohl hin und wieder ein leiser Schlummer über sie; dann lächelte sie im Traume, und wenn sie erwachte, war sie wie neu belebt; sie träumte immer nur von ihrem Sohne, und immer sah sie ihn im Glücke. Er war so frisch und stark geworden, in seinen Augen las sie so viel Gutes, sie hatte es ja immer verstanden, ihm alles aus den Augen herauszulesen, Böses und Gutes.

Sie dachte jetzt gar nicht mehr daran, daß sie ihn noch auf Erden wiedersehen, oder auch nur Nachricht von ihm bekommen werde. Sie hatte mit allem abgeschlossen und sprach nur immer bei sich: „Ob hier oder dort, er steht in Gottes Hand, und verloren ist er nicht."

Der Zug braust in den Bahnhof. Es ist der letzte Zug, die Gasflammen brennen schon auf dem Perron. Der Herbsttag ist schon zu Ende. Nach allen Seiten hin

verteilen sich die Reisenden; die Omnibusse und sonstigen Wagen rollen der Stadt zu.

Einer von den Angekommenen eilt allen andern vorbei. Es ist ein junger, kräftiger Mann. Den Plaid hat er über die Schulter geworfen und den breitrandigen Filzhut tief in die Stirn gezogen. Einen kleinen, leichten Handkoffer trägt er in der Hand.

Er schlägt nicht den Weg ein zur Stadt, sondern wendet sich seitwärts durch die Anlagen, wo es den einzeln verstreuten Häusern zugeht, die vor dem Thore liegen.

Wie hat er es so eilig, seine Schritte, die nicht klein sind, werden immer rascher! Er atmet so tief und unruhig, und sein Auge schweift voraus, ob denn das Ziel noch immer nicht erreicht sei.

O, wie ist's diesem Ankommenden so bange ums Herz! wie ist ihm der letzte Teil der Reise so schwer geworden, je näher das Ziel kam, desto banger und schwerer! Was wird er finden? wird ihn das Mutterauge noch begrüßen, und der Mutter Arm ihn umfangen, oder wird er nur an einem Grabe stehen und weinen? Da hat er gebetet, viel gebetet, es möge ihm nicht geschehen, wie er's wohl verdienet; denn es war ihm, als könnte er das Leben nicht tragen ohne den Segen dieser Mutter.

Jetzt eilt er den kleinen Hügel hinan. Die Fenster sind verhangen, und ein mattes Licht schimmert durch. Die Hausthür öffnet sich ganz leise, die Zimmerthür ist nur angelegt. Die Nachbarin ist eben hinausgegangen in die Küche, um etwas zu bereiten oder zu holen.

Unhörbar tritt der Fremde ein. Da liegt die Frau auf ihrem Bette, sehr blaß und still, aber sie lebt; er

sieht's, wie sie atmet; — sie schlummert. Jetzt streicht sie sacht mit der Hand über die Stirn, die Augen bleiben geschlossen, die Hand sinkt über den Bettrand.

Der junge Mann that einen tiefen, erleichternden Atemzug, als ob eine schwere Last ihm abgenommen wäre. Dann tritt er näher, wirft Hut und Plaid von sich und kniet nieder am Bette. Die Frau schläft ruhig weiter.

Er blickt sie unverwandt an, lange, lange. Die Augen gehen ihm über. Die Seele ist versunken in Gebet, in Dank, in Hoffnung. — O, sie wird besser werden, er wird sie mit hinübernehmen in die neue Heimat! Und sollte er sie tragen auf seinen Armen über den Ozean, er muß sie mithaben, daß sie sein Glück sehe und mit ihm glücklich werde.

Die Frau lächelt wieder wie im Traum; o welch ein glückseliges Lächeln! Man sagt, wenn kleine Kinder im Schlafe lächeln, daß die Engel mit ihnen spielen. Etwas Himmlisches muß auch dieser Träumenden an der Seele vorüberziehen, sonst könnte sie nicht so lächeln.

Der Mann, der am Bette kniet, sieht das Lächeln. Da kann er sich nicht halten, er drückt einen warmen Kuß auf die bleiche, herabhängende Hand. Langsam schlägt die Frau das Auge auf, ihr Blick fällt sofort auf den Knieenden, und sie legt ihm leise ihre Hand aufs Haupt, in das weiche, dichte Haar. Dann schließt sie wieder ihr Auge. Traum und Wirklichkeit vermischen sich, sie meint zu träumen und will weiter träumen.

„Mutter!" heißt es da, „meine liebe, liebe Mutter!" — O wie sanft, wie weich ist die Stimme, man sollte kaum denken, daß es eines Mannes Stimme sei! Und bei der Stimme öffnet die Frau weit ihre Augen, sie fährt

sich mit der Hand über die Stirn, eine feine Röte steigt in das weiße Antlitz und sammelt sich in zwei roten Flecken auf den Backen.

„Rudi!“ flüstert sie, „mein Sohn, mein Sohn! so bist du doch gekommen! gelobt sei Gott der Herr!“ Da tritt die Nachbarin ein und erschrickt zuerst vor dem Fremden, den sie gar nicht hat kommen hören; bald aber erkennt sie ihn und schlägt die Hände zusammen. Mutter und Sohn aber kümmern sich nicht um sie. Kräftig hat die Kranke sich aufgerichtet, sie sitzt, wie sie lange nicht gethan, ihre klaren Augen glänzen in feuchtem Schimmer, sie ist schön wie in den Tagen ihrer Jugend mit den roten Wangen. Den Arm hat sie um seinen Nacken gelegt und seinen Kopf dicht an sich herangezogen; er muß sie küssen mit dem Kuß seines Mundes. Sie blickt ihm in seine Augen, in die heißgeliebten Augen, die ihr so viel Freude und Mutterlust ins Herz geblickt.—Gelobt sei Gott, sie liest sich Gutes heraus aus diesen Augen! Sie legt ihre Hand auf sein Herz, als müßte sie an seinem Schlage fühlen, was in diesem Herzen lebt, was er liebt, was er betet.

Und Rudi ist glücklich, so glücklich, als nur ein Menschenherz sein kann. In seinen beiden starken Armen hält er die kranke Frau, seine Lippen strömen über von lauter Worten der Liebe, von Versicherungen besserer Treue, von Bitten und Flehen um Vergebung, von Hoffnungen künftiger, besserer Tage. Er erzählt seine Schicksale, erzählt von dem Blockhaus im Walde, von seiner Liebe jungem Glück. Er richtet Fannys Grüße aus, er malt ihr Bild mit frischen, glühenden Farben und Worten. Er verkündet von dem Büchlein und dem wundervollen

Segen, den es gestiftet. Er sagt: „Mein Mutterherz, du hast mich doch gehalten, wie du mich hieltest am Gängelbande. Ich konnte dir doch nicht entlaufen, auch nicht jenseits des Meeres.“

Die kranke Frau hat gehört, gehorcht, gelauscht auf sein Wort. Zuerst hing ihr Blick an seinen Lippen, sie verwandte kein Auge von ihm, ihre Seele sog es ein, alles, alles, was er sagte, wie himmlischen Tau.

Allmählich aber erlosch der Glanz in den Augen, wie die Sterne erlöschen, wenn die Sonne aufgeht, die trügerischen Rosen in den Wangen erblichen, das Haupt sank sanft und leise an seine Brust, sie atmete so leicht. Ihr war so unaussprechlich wohl, als er sagte von dem Bande zwischen ihr und ihm. Da nickte sie sacht und hauchte: „Ja, ja, am starken Faden.“ — Dann sagte sie gar nichts mehr und legte ihren Kopf zurecht an seine Brust, wie zum langen, schönen Ausruhen.

Rudi erzählte weiter. Dann dachte er, sie ist wohl wieder eingeschlafen; aber er rührte sich nicht, damit sie nicht erwache. Welch ein Glück ist es ihm, ihr liebes Haupt an seiner Brust zu halten! Dann küßt er leise ihre Stirn. Die Stirn ist eiskalt — sie ist hinüber!

Das nenn' ich seliges Sterben! Eine kurze Stunde ist es nur gewesen, seit der Mann an ihrem Bette gekniet, aber solche Stunde wiegt ein ganzes schmerzensreiches Menschenleben auf. Solche Stunde ist erfüllt von dem Vorgeschmack himmlischen Glücks aus der seligen Ewigkeit. Gelobt sei Gott!

Wieder hatte die „Thuringia" den Atlantischen Ozean durchschnitten und landete wohlbehalten ihre zahlreichen Passagiere an den Ufern der Neuen Welt.

Unter den Ankommenden befand sich auch Rudi. Ernst und still betrat er zum zweitenmal den amerikanischen Boden. Der Trauerflor an Arm und Hut erklärte den stillen Ernst seines schönen männlichen Antlitzes.

Da leuchtet es wie heller Freudenschein über dieses Antlitz hin; sein spähendes Auge hat zwei Gestalten entdeckt, welche sich durch die Menge ihm entgegen drängen. Es ist der Farmer mit seiner Tochter Fanny.

Nach wenig Tagen schon führt der Eisenbahnzug die drei Reisenden dem Westen zu, Rudi und Fanny als ein glückliches Ehepaar.

Das Blockhaus bot freilich keinen äußeren Komfort irgend welcher Art, und doch erschien es den beiden glücklichen Menschen in Wahrheit jetzt erst als ein sweet home, und als sie seine Schwelle überschritten, flüsterte Rudi seinem Weibe ins Ohr:

„Der Mutter Segen baut den Kindern Häuser."

Linde Hand.

Wieder war's einmal Frühling geworden. Draußen auf der freien Flur stritten freilich noch die abziehenden rauhen Winterlüfte mit dem einziehenden lauen Frühlingsodem, aber drinnen im tiefen, stillen Walde, da war's schon voller, wahrhaftiger Frühling. Saftig grün breitete sich der Grund hin unter den hohen Baumstämmen, die wie Säulen himmelan strebten, so hoch, daß man unten kaum das Rauschen ihrer luftigen Kronen im Winde hörte. Und der grüne Waldesgrund, wie dicht besäet war er mit lauter Blumenkelchen und Sternen! Über all der Herrlichkeit singt und klingt es in allen Zweigen. Ei, die mögen wohl jubilieren, die Vöglein im Walde, so sicher und geborgen, so umringt von lauter ausbrechender Frühlingspracht, so voll Hoffnung auf all das Liebesglück der kommenden Sommerzeit! — Willkommen! tausendmal willkommen! Frühling, du schöner überall, schöner nirgends als im tiefen, stillen Walde!

Da steht in der Thür Försters Töchterlein. Das Haus mit dem grauen Dach, den kleinen Scheiben, dem vielendigen Geweih über der Thüre, es liegt so recht tief in der Waldesstille, so einsam, so umschirmt und behütet. — Was sinnt denn das Mägdlein in der offenen Thür? Die Augen, groß und klar, ruhen so ernst und schweifen so weit über den grünen, blumenbedeckten Waldboden; um den frischen Mund liegt es wie ein Zug des Schmerzes; die

Vögel kommen ganz nahe heran, sie singen ihre schönsten Lieder, sie sind so traulich und dreist; aber das Mädchen ruft ihnen kein Schmeichelwort entgegen, stimmt auch nicht ein mit heller Stimme in all den Jubel.

Ein großes, schweres Leid liegt auf dem blonden Scheitel, es überschattet wie eine Wolke die klare, weiße Stirn: des Försters Töchterlein ist — stumm! Kaum die ersten Laute kindlichen Lallens hat sie gekannt, da kam eine schwere Krankheit, welche lange, lange das zarte Leben bedrohte und endlich mit dem bedauernswerten Verlust der Sprache endete. Tausendmal und immer wieder haben Vater und Mutter ihr geliebtes Kind auf dem Schoß und in den Armen gehalten, ob es nicht gelingen möchte, den roten Lippen ein einzig Wörtlein zu entringen; — das Kind schaute sie zuerst verwundert, dann in Thränen, als es verständiger ward, mit leisem Kopfschütteln an, aber nimmer ist ein Wort menschlicher Sprache wieder über seine Lippen gekommen.

Niemals hat es aber auch geschrieen in Unart und Heftigkeit, wie andere Kinder. Seine Seele war im Feuer der Krankheit wie gesänftigt und geläutert. Es weinte wohl bei eignem wie bei fremdem Weh, aber seine Thränen flossen still über das klare Antlitz. Wir sagen bei „fremdem Weh"; denn es schien, als ob dies Kinderherz von Jugend auf zum heiligen Mitleid vorherbestimmt sei. Das empfanden dankbarlich die Vögel zur Winterszeit, wenn die linde Hand ihnen die Krümlein auf den Schnee streute; das empfand das Häslein, das, aus der Lagerstätte versprengt, im Förstergarten sich verlaufen hatte und nun mit linder Hand groß gezogen ward, bis es, seiner

Freiheit wieder überlassen, mit tollen Sätzen in den dämmerigen Wald zurücksprang; das empfanden vor allem die Hungrigen und Durstigen, die Wandersleute und Verirrten, die an das Forsthaus anklopften. Mochte es in der Morgenfrühe oder in tiefer Nacht sein, des Försters Elsbeth stand bereit, „das Brot zu brechen und die, so im Elend waren, ins Haus zu führen." So war's eine gemeine Rede geworden, sie „die linde Hand" zu nennen.

Das war nun aber nicht von ungefähr so geworden und gewachsen, wie die Blumen draußen im Walde wachsen und die Vögel in den Zweigen singen; auch nicht die frühe, schwere Krankheit allein hatte es zuwege gebracht. Wohl war der Herzboden des Mägdleins tief und weich und voller Keime, wie der Waldesboden, doch war eine heilige und himmlische Pflege darüber gekommen, die das alles ans Licht gerufen, gereinigt und geheiligt hatte.

Wenn zur stillen Winterszeit der Schnee schwer auf den alten Tannen und Fichten lastete, wenn das Rehwild in klarer Mondnacht an der Baumrinde nagte, wenn die Eule kreischend durch die Dämmerung flog: dann saß der Förster daheim im warmen Kämmerlein, und gute, heilsame Rede floß von seinem Munde, nicht nur Rede von den Begebenheiten draußen unter den Menschen aus grauer Vorzeit bis in die Gegenwart; nicht nur Belehrung von den Bäumen und Tieren und Blumen draußen, von den heilsamen und schädlichen Kräften der Natur; — er sprach auch von den großen Thaten Gottes, geschehen zur Erlösung einer sündigen Welt; von der ewigen Liebe, die den Himmel zerrissen und auf die Erde gekommen ist, all das Weh und Leid, den Streit und Hader zu stillen. Und das

neue Gebot: „zu lieben, wie er geliebt," war es, das in diesem jungen Herzen einen so tiefen, köstlichen Anklang gefunden hatte, daß die Lindigkeit aus ihrem Herzen strömte, zu erfreuen und zu erquicken, gleich dem klaren Quell, der seine Wasser zieht aus verborgenen Tiefen und sie hinströmen läßt in Lindigkeit, den frischen Trunk darbietend allen Dürstenden.

Und doch gab's ein Menschenherz, ein trotziges und verstocktes, das solcher Lindigkeit bisher hartnäckig widerstanden. Am Saume des Waldes, hart an der staubigen Straße, lag eine Hütte. Zwei Wohnungen waren darin. Die eine war bevölkert von einer Scherenschleiferfamilie, reich mit Kindern gesegnet, alle schwarzbraun von Augen und Wangen, mit dichtem, krausem Gelock, wie ihr Vater. Der nahm in der Frühjahrszeit seinen Karren samt Weib und Kindern, schloß seine Thür zu und zog in die weite Welt hinaus. Wenn aber das dürre Laub dem Wanderer zu den Füßen rauschte, wenn hoch in der Herbstluft der Zugvogel südwärts zog, dann sah man eines Morgens wieder den Schornstein links auf der Hütte rauchen, und die Leute sagten: „Der schwarze Peter ist wieder da!"

Auf der rechten Seite dieser selbigen Hütte wohnte auch so ein wanderndes Menschenkind, jedoch ganz anderer Art als ihre Hausgenossen. Das war die alte Töpfer-Lise, die aus der nahen Stadt sich allerlei irdenes Geschirr mit ihrem Wägelchen holte und es dann durch die Dörfer in der Runde feil bot, von Thür zu Thür ziehend. Weil sie an einem ledernen Gurt, der ihr quer über die Brust ging, das Wägelchen ziehen mußte, so war die arme Alte ganz krumm vornüber gebeugt; und wenn man sie anredete,

dann legte sie den Kopf auf die Seite und schaute einem von unten herauf ins Gesicht, mit guten, stillen Augen; aber ob's nun Sturm und Regen oder milder Sonnenschein sein mochte, sie war doch allzeit wohl zufrieden, und auf die Frage nach Befinden und Ergehen bekam man immer eine herzerquickende Antwort, denn die Antwort strömte über von fröhlicher Zufriedenheit mit Gott und den Menschen.

Die arme, alte Töpfer-Lise! Sie hatte früher bessere Tage gesehen. Mit ihrem jetzt schon lange verstorbenen Manne hatte sie auf einem stattlichen Bauerhofe gewohnt, Pferde und Rinder standen in den Ställen, und zur Erntezeit fuhr ein Fuder nach dem andern unter das bergende Dach. Sie hatte auch manchmal als junge, schmucke Bauersfrau ihren zierlichen Korb, mit schneeweißem Tuche drüber, zu Markte getragen, und unter dem Tuche drängten sich die köstlich gelben Butterstücke, und in einem kleineren Körbchen daneben lagen die Eier. Aber da kam die böse, wohlfeile Zeit in den zwanziger Jahren; auch wollte man sagen, daß der Bauer das Wirtschaften nicht recht verstanden habe, — genug, die Leute mußten Haus und Hof mit dem Rücken ansehen. So war's immer tiefer bergab gegangen. Der Mann starb, die Kinder starben, und nun war die alte Lise ganz allein übrig geblieben und war zur „Töpfer-Lise" geworden. Und doch war sie ein zufriedenes Menschenkind, das mancher sich zum Vorbild nehmen mochte, der schon mürrisch drein schaut, wenn ihm der Wind nicht aus der rechten Ecke weht.

Dies alte, einsame Menschenkind war die beste Freundin von des Försters Elsbeth. Von der einen

Seite begriff man die Freundschaft nun freilich leicht, denn die „linde Hand“ brachte viel Hilfe und Trost in das Witwenstübchen hinein. Doch würde man sich irren und der alten Lise schweres Unrecht thun, wenn man ihre Freundschaft auf eigennützige, habsüchtige Beweggründe zurückführen wollte; dazu hatte sie, ob sie auch ein armes, altes Geschöpf war, ein viel zu adlig Herz in der Brust. Die Elsbeth wäre ihrer Augen Trost und ihres Herzens Freude gewesen, auch wenn sie immer mit leeren Händen gekommen wäre.

Es war etwas Eigentümliches um den Verkehr zwischen diesen beiden Menschenkindern. Äußerlich so verschieden, wie man's sich nur denken konnte, — eine frische, duftige Waldblume und ein dürres, verwelktes Blatt — waren sie innerlich doch verwandt, Kinder aus einem Vaterhause, von einem Geiste gezeugt, von einer Hoffnung getragen, in einem Glauben die Welt überwindend.

Die Mutter war der Elsbeth vor Jahren schon gestorben, und sie führte dem Vater selbständig den kleinen Haushalt. Zog nun der Jäger am frühen Morgen in den Forst hinaus, um erst mit dem Abendbrot heimzukehren, dann ging Elsbeth am Nachmittag zur Töpfer-Lise. Gewöhnlich fand die heimkehrende Alte dann ihre Thür schon offen, das Feuer auf dem Herde brannte lustig, und die „linde Hand“ hatte ihr schon den Tisch gedeckt und die dampfende Schüssel drauf gestellt. Wenn die Alte es dann so traulich und wohnlich vorfand, da war sie immer voll demütigen Dankes, und es war köstlich anzuschauen, wie sie sich so glückselig an den Tisch setzte, mit Danksagung

zu genießen ihr täglich Brot, das ihr so gut schmeckte, und wie die Junge zu ihren Füßen auf einem Schemel saß, und es über dem reinen jungfräulichen Antlitz lag wie lauter Sonnenschein des herzlichsten Mitgenießens. Der Mund blieb freilich verschlossen, die Lippe stumm, aber die Augen redeten eine Sprache, die laut und deutlich verkündigte von dem Lobe des Gottes, der solche Macht den Menschenkindern gegeben, daß sie seine Nachfolger werden dürfen als die lieben Kinder, unter einander sich zu dienen, wie Er uns gedienet und hat sein Leben gelassen zur Erlösung für viele.

Wenn nun die Mahlzeit beendet, das Geschirr abgeräumt und in der kleinen Küche alles geordnet war, dann setzten die beiden sich ans Spinnrad, im Winter am warmen Ofen, im Sommer unter den Heckbuchen des Gärtchens; und nun fing die Alte an zu reden. Ihre Rede war ganz schlicht und einfach und floß dahin wie ein klarer Brunnen. Nicht, daß sie Neuigkeiten gebracht hätte aus den Häusern und Hütten der Menschen, wo sie ihre Ware feilbot; nicht daß sie, wie so viele ihres Geschlechts, Wohlgefallen gehabt hätte, zu berichten all das Böse, das in der Welt vorgeht. Nein, ihre Rede hatte immer einen Grundton, das war die Güte des lebendigen Gottes, die vor so vieler Augen verborgen ist, und ein Ziel, das war die Stärkung und Tröstung des jungen Menschenherzens an ihrer Seite, das oft und schwer angefochten war von der Trübsal über das schmerzlich entbehrte Gut der Sprache.

Während sie wieder einmal so miteinander redeten, erhob sich in der nur durch eine dünne Wand abgetrennten Stube der Scherenschleiferfamilie ein furchtbares Ge-

schrei. Der Vater tobte und schlug auf eines der Kinder los, die Mutter zankte und wollte abwehren, und sämtliche Kinder, das geschlagene zumeist, schrieen und heulten aus Leibeskräften. Entsetzt ließen die Frauen in der angrenzenden Kammer ihre Räder stehen und horchten mit angstvollen Mienen auf den Lärm. Es war freilich nichts Seltenes damit, jedoch in so arger Weise war's noch kaum vorgekommen. Die Alte hatte schon oft gesagt, es sei eigentlich Christenpflicht, einmal dazwischen zu treten und dem Menschen ins Gewissen zu reden. „In die Schule lassen sie die Kinder nicht gehen, im Hause ist nichts von Zucht und Gotteswort zu finden, was soll da aus den armen Würmern werden?" hatte sie wohl gesprochen; sie wäre auch längst einmal hinübergegangen, wenn sie nicht gewußt hätte, wie feindselig man ihr drüben gesinnt war.

„Du schlägst ihn tot, Mann! bist du rasend?" so schallte es jetzt herüber, und zugleich krachte und polterte es.

Elsbeth hielt's nicht länger aus. Bleich und zitternd war sie hinaus, ehe die Alte sich dessen versehen; sie öffnete die Thür nebenan und erblickte den „schwarzen Peter", wütend über einen am Boden zappelnden Buben von acht Jahren gebückt, den er mit einem in Knoten gebundenen Strick bearbeitete. Der Mann war so in Heftigkeit, daß er das Öffnen der Thür, welcher er den Rücken zukehrte, gar nicht bemerkte. Elsbeth trat heran und legte ihre Hand auf seinen Arm. Er wandte sich um und starrte sie an; dann glühten seine schwarzen Augen noch wilder auf, — er bog sich vornüber, als wollte er die zarte Gestalt zermalmen, und stieß hervor: „Was will die hier? — fort, fort, hinaus mit dir! Ich weiß es jetzt, wer mir meinen

ältesten Sohn ins Zuchthaus gebracht hat! Das hat dein Vater gethan! Ich möcht's ihm wohl heimzahlen und dir den Kopf gegen die Wand stoßen, bis du genug hättest! Mach', daß du hinauskommst, sonst vergreif' ich mich an dir!" — Aber die „linde Hand" lag fest auf seinem Arm, und das milde Auge sah ihn getrost und unverwandt an. Es war ein ungleicher Kampf zwischen der rohen Gewalt und der heilig reinen Macht der Liebe, die alles hofft und alles duldet. Der Kampf schwankte einen Augenblick und schien sich auf die Seite des Guten zu neigen. Der Mann senkte sein Auge, dem Blick ausweichend, der auf ihm ruhte; aber er schüttelte sich gleich darauf und schrie: „Weg mit der Hand, oder ich schlage!" und als die Hand nicht weichen wollte, fiel der Schlag wirklich, und Elsbeth sank, vor Schmerz stöhnend, zurück.

Dies alles hatte sich natürlich viel rascher zugetragen, als wir's erzählt haben, und die alte Lise hatte nur eben Zeit gehabt, ihr Rad wegzuschieben und der Elsbeth nachzugehen, um in dem Augenblick anzukommen, da der Schlag fiel. Sie sah's mit lautem Aufschrei, umfing das wankende Mädchen und führte sie klagend hinaus.

Der schwarze Peter hatte nun freilich nicht gelogen. Sein ältester Sohn, Wilhelm, war der ärgste Holzfrevler gewesen im ganzen Reviere von Jugend auf. Als er aus der Schule entlassen war, war's noch immer schlimmer geworden. Unzählige Mal vom Förster ertappt und nachdrücklich ermahnt, artete sein schadenfrohes Treiben dergestalt aus, daß er geradezu aller Ordnung Hohn sprach. Keine junge Baumpflanzung war vor ihm sicher, die schlanksten Stämme brach er frech ab und schleppte sie

fort, ja alten Bäumen bohrte er ins Mark, daß sie absterben mußten. Da konnte der Förster, der mit seinen Bäumen lebte und ihr Sterben mitfühlte, nicht länger dazu schweigen. Das nächste Mal, als er den Buben auf frischer That ertappte, überlieferte er ihn dem Gericht, und das gerechte Urteil erkannte auf einjährige Zuchthausstrafe.

Das traf den Vater ins Herz, denn gerade der Wilhelm, sein Erstgeborener, war sein Stolz und seine Freude. Die wilde, unbändige Art, die aller heilsamen Ordnung Hohn sprach, war eben nach seinem Sinn, er erkannte darin Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein; und unter all den Feueraugen, die auf ihn blickten, wenn er das Brot schnitt, waren die Wilhelms die glänzendsten, und von all den schwarzen Krausköpfen, die im Kreise um den Tisch standen, war Wilhelms der schwärzeste und krauseste.

Mit seinem siebzehnten Jahre hatte der Bube also wohlverdienter Weise ins Zuchthaus wandern müssen.

Ein Jahr ist aber bald herum, und als Elsbeth eines Morgens daher geschritten kam, um durch den Forst ins nächste Dorf zu gehen, sah sie schon von weitem unter einer Tannengruppe einen jungen Menschen stehen, der sinnend vor sich hinschaute und, in tiefes Nachdenken versunken, auf jemand zu warten schien. Als Elsbeth näher kam, hob der Mensch seine Augen auf und blickte sie so forschend an, daß das Mädchen vor dem durchdringenden Strahl dieser dunklen Sterne ihren Blick senken mußte.

„Bist du's wirklich, Elsbeth?" — und ein Strahl freudiger Verwunderung ging durch sein schwarzbraunes Antlitz, „wie bist du groß und schön geworden in dem

einen Jahre! ich darf dich wohl kaum mehr „du" nennen?" — Das Mädchen trat zurück und blickte den Burschen ernst und fest an; sie hatte ihn erkannt, obwohl auch er auffallend verändert war, und zwar nicht zu seinem Nachteil. Seine Gestalt, hoch und geschmeidig, war das Abbild der Edeltanne, unter welcher dieses Zusammentreffen stattfand; das dichte Gelock des schwarzen Haares war nicht mehr, wie früher, wirr und zerzaust, sondern legte sich weich um die Stirn und den braunen, nervigen Nacken. Und was das beste war, der boshafte, verschmitzte Ausdruck, der früher das schöne Gesicht des Knaben entstellte, war gewichen, und statt dessen lag eine tiefe Bewegung in den Zügen; Schmerz und Scham kämpften drin, und eine tiefere Röte überzog die Wange, um welche der erste Bart zu kräuseln begann.

„Elsbeth!" hob er wieder an, „ich bin's! ich bin Wilhelm, ich kam gestern aus dem Zuchthaus wieder hier an!" — und als er das Wort „Zuchthaus" sprach, trat ihm langsam eine Thräne in die Augen. „Drüben in der Kate ist alles leer," fuhr er fort, „sie sind schon ausgeflogen, es ist ja wieder Sommer geworden. Ich bin nun ganz verlassen und weiß nicht wohin! — Ach! sieh', nun hab' ich auf dich gehofft und geharrt! ich wäre dir nachgegangen, bis ich dich getroffen. Sie nennen dich ja „die linde Hand", gieb mir deine linde Hand, daß sie mir helfe!"

Das Mädchen hatte ihm still zugehört, sie hob jetzt ihren Blick zu ihm empor, und seine Augen senkten sich in den milden Glanz der ihrigen. „Ich komme anders wieder, als ich gegangen," fuhr Wilhelm fort, „ich habe,

Gott sei Dank! meine Sünde erkannt; das böse Herz ist herausgenommen aus der Brust und ein anderes dafür hineingekommen, das gern brav und gut werden möchte. — Aber was soll ich nun anfangen? O Elsbeth, bitte deinen Vater für mich, daß er mich als Knecht oder Burschen nimmt, ich will alles thun, was er von mir verlangt; ich will's ihm auf den Knieen abbitten, was ich ihm an Leid und Ärger zugefügt; ich will mit trocknem Brot zufrieden sein und mit abgenagten Knochen, wie ein Hund! o, ich kann jetzt arbeiten! ich bin stark geworden!" — und dabei dehnten sich die schlanken Glieder des Burschen — „es wird mir nicht leicht zu viel; wenn ich nur ein Dach und ein Strohlager fände, nur eine Aufnahme bei Menschen! — und im Walde bliebe ich so gern, ach so gern!" und dabei schweiften seine Blicke wie flehend an den schlanken Baumstämmen bis zum Wipfel hinauf. „Sagen kannst du's mir ja nicht, Elsbeth, daß du für mich bitten willst; aber sieh' mich nur einmal an, und gieb mir deine Hand, du sprichst ja mit Hand und Augen!" — Und das Mädchen blickte ihn an durch Thränen, und sie gab ihm ihre gute Hand. Da klammerte sich der starke Bursche an die schwache Hand, und sein Kopf sank tief auf dieselbe herab, daß das dichte Gelock seiner Haare sie ganz verhüllte, und er weinte bitterlich. — Zu Häupten der beiden jungen Menschenkinder aber, im Wipfel der Edeltanne, schmetterte ein lustiges Vöglein sein helles Lied in den Maienmorgen hinein.

Elsbeth bedeutete den Burschen darauf, daß er am nächsten Morgen wieder an demselben Platz sie erwarten solle, um Bescheid zu empfangen. Sie wollte ihm auch

ein Stück Geld geben, aber er nahm's nicht; es widerstrebte ihm, gerade aus dieser Hand ein Almosen zu nehmen. Lieber wollte er sich bei der alten Töpfer-Lise ein Stück Brot betteln. —

Das Mädchen ging in großer Bewegung weiter. Sie wollte dem armen Menschen so gerne helfen. So jung noch und so unglücklich, dachte sie, heimatlos, verlassen und von den Menschen mit Mißtrauen und Widerwillen angesehen! Aber sie wußte auch wohl, daß sie bei dem Vater einen harten Stand haben würde. Des gereiften Mannes Herz konnte nicht so voll Vertrauen und warmer Hoffnung sein, als i h r Herz.

Sie stand still am rauschenden Bach, sie wollte von den Blumen pflücken, die am Rande reichlich wuchsen, da blickte ihr eigen Antlitz ihr entgegen aus dem dunklen Spiegel. Sie kam sich ganz verändert vor; ihre Augen waren so glänzend, ihre Wangen so rot, und um die Lippen zuckte es. Ei, dachte sie, sollte ich nicht voll Freude sein, da doch Freude ist vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut? und seine Buße ist gewißlich wahr und aufrichtig! — Sie blickte ihre Hand an, darauf er seine heißen Thränen geweint, als hätten sie eine Spur zurückgelassen. O, dachte sie weiter, wenn es mir gegeben würde, ihm eine Aufnahme zu bereiten! wenn ich ihn hüten und bewahren könnte vor neuer Sünde! — Lange stand sie still. Da schwebte, wie die Wolken über des Baches Spiegel, ein Bangen und Zagen über ihre Seele hin. Sie hatte doch nichts Böses gedacht, und doch war's ihr wie ein Vorwurf im jungfräulichen Herzen. Sie knieete nieder und faltete ihre Hände und senkte das blonde

Köpfchen. Sie betete; und über ihr rauschten leise die hohen Buchenwipfel im Frühlingswehen.

Mit dem Vater hatte das Mädchen eine eigene Art des Verkehrs. Sie schrieb mit dem schlanken Finger auf der weißen tannenen Tischplatte einzelne Worte, dazu machte sie Gebärden und sprechende Bewegungen; und der Alte verstand sein armes, sprachloses Töchterlein merkwürdig rasch und gut.

Als in den Forst leise die abendliche Dämmerung herabstieg, kam der Förster langsamen Schrittes heim. In der offenen Thür lehnte Elsbeth und winkte dem Vater schon von weitem das Willkommen entgegen. Als er näher kam, eilte sie auf ihn zu, legte ihren Arm um seine Schulter und blickte ihm tief in die Augen, die unter den buschigen Brauen mit großer Zärtlichkeit auf dem Kinde ruhten. Zwei gewaltige Wolfshunde umdrängten das Mädchen, und sie hatte Mühe, sich ihrer ungestümen Liebkosungen mit der linken Hand zu erwehren.

Das reichlichere Abendbrot, das dem Hungrigen anstatt des Mittagessens dienen mußte, war bald verzehrt. Die bereit gehaltene und von der Tochter angezündete Pfeife brannte, und gemächlich zogen die blauen Dampfwolken hinaus in die frische Abendluft. Da fand Elsbeth den rechten Augenblick für das, was ihr so schwer auf dem Herzen lag. Sie hatte gebetet: wenn's nicht nach Gottes Willen wäre, so möge es nimmer geschehen; aber sie hatte doch dabei des Herrn gedacht, der die neun und neunzig Schafe in der Wüste läßt und nachgeht dem einen verlornen, bis daß er's gefunden. — Sie dachte auch jetzt daran. Sie schrieb die Worte: „Wilhelm — Zuchthaus

— zurückgekommen“ mit dem Finger auf die Tischplatte. Der Alte verstand sie sofort, und die Wirkung dieser Worte war eine heftige. Er fuhr auf; es war beinahe, als müßte er gleich wieder in die Stiefel fahren und hinausgehen, um einem neuen Holzfrevel vorzubeugen. Das Mädchen ließ sich aber nicht abschrecken; sie fuhr in ihren Mitteilungen fort. Mit ergreifender Treue verstand sie es, dem Vater die Reue und Zerknirschung des Burschen vor Augen zu malen, wirksamer als Tausende es mit beredten Lippen vermocht hätten. Endlich wagte sie es, seine Bitte vorzubringen. — Aber wieder fuhr der Alte heftig empor: sie kenne noch nicht die Welt und das Menschenherz, es sei falsch, tückisch, aller Ränke und Verstellung voll! „Wer weiß denn, ob der Mensch nicht Aufnahme hier sucht, um sich an mir zu rächen? Könnte ich ihm je mit Ruhe eine Büchse in die Hand geben? Die erste Kugel würde vielleicht auf mich selber gezielt werden! Kann ich ihn in meinem Hause schlafen lassen? er würde es mir wohl überm Kopfe anzünden und davongehen!“

Elsbeth saß dabei ganz still, aber sie blickte den Vater so tief betrübt an, und so reichliche Thränen flossen ihr übers Gesicht auf die Hände, die gefaltet im Schoße lagen, daß der Alte ganz verwirrt ward. Solchen Ausdruck des Schmerzes hatte er noch nie in ihrem Antlitze gesehen. Jetzt hob sie wieder den Finger und schrieb langsam vor sich hin die Worte: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!“ Dann stand sie auf und nahm die Bibel herab, schlug das wundervolle 15. Kap. im Evangelium des Lukas auf, legte das Buch vor den Vater hin und bat ihn, zu lesen; und er las. Und die Worte, die wie ge-

taucht sind in die ewige Liebe, die vom Himmel in diese Welt gekommen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen; das „Verloren und Wiedergefunden“ bebte durch diese beiden Menschenherzen, niederbeugend in die Erkenntnis der eignen Schuld und hoch erhebend in den Freudensaal, wo die Engel jubilieren über einen Sünder, der Buße thut. — Als der Förster geendet, legte er eine Weile die Hand über die Augen; dann stand er auf, stellte die Pfeife weg und sagte, er wolle sich's bis zum anderen Morgen überlegen, und ging in sein Kämmerlein. Da mag er's wohl mit seinem Gott beraten haben.

Am andern Morgen war sein erstes Wort zur Elsbeth, sie solle ihren Willen haben mit dem Burschen. „Hoffen wir auf den Herrn,“ fügte er hinzu, „er hat ja noch immer alles wohlgemacht.“

Wie so leichten Schrittes ging das Mägdlein durch den Wald, den Tannen zu! Hat sie's von den Rehlein gelernt? Wie schimmert der Blick der Augen so feucht! Strahlt der Himmel draus hervor? — Da steht er schon, der arme Junge, so lange harrend; das Herz klopft ihm, als wollt' es die Brust sprengen. — Jetzt sieht er sie, sein scharfes Falkenauge erspäht schon in weiter Ferne den Ausdruck ihrer Mienen. Darf er hoffen? — Er fliegt ihr entgegen — sie winkt mit der Hand Gewährung — sie reicht ihm die Hand, die er dankbarlich ergreift, und an dieser linden Hand führt sie den Wilhelm, den entlassenen Sträfling, unter das segnende Dach ihres Vaterhauses.

Und niemals hat's den Förster gereut, auf Gott vertraut und das eigne Herz gefangen gegeben zu haben unter des völligen Glaubens Gehorsam. Was die heilsame

Zucht, was treue Lehrer und Seelsorger in der vom echten Geiste des Christentums geleiteten Strafanstalt an dem jugendlichen Verbrecher angefangen, das vollendete die Lindigkeit und Barmherzigkeit des Forsthauses im stillen Walde.

Durch den Forst zogen die Herbstlüfte und Herbststimmen. Das Laub löste sich leise von den Bäumen und schwebte im Wirbel herab zum Boden. — Da klopfte es eines Morgens, als es noch dämmerte, an die Thür des Forsthauses. Der draußen mußte Eile haben; denn es hörte sich an, als ob er mit ungestümer Faust an die Thür schlage. Man öffnete, und herein stürmte der schwarze Peter. Sofort stand er auch drinnen in der Stube vor dem Förster, der sein Frühstück verzehrte. „Ich will meinen Sohn wieder haben, meinen Wilhelm!“ schrie er, „wo ist er? ich werd' ihn gleich mitnehmen! Erst laßt ihr ihn ins Zuchthaus stecken, dann lockt ihr ihn in euer Haus. Die Dirne mit der glatten Larve muß ihn bestochen und bethört haben, wie konnte der Junge sonst einen Fuß über diese Schwelle setzen! Wo habt ihr ihn versteckt? heraus mit ihm!“ und darauf brüllte er ins Haus hinein: „Wilhelm, Junge, dein Vater ist hier, dich zu holen!“

Der Förster war ruhig aufgestanden und sagte: „Den Lärm könnt Ihr Euch sparen, Peter, und wenn Ihr nicht sofort ordentlich und manierlich seid, so sollen die Hunde Euch transportieren; es kostet mich nur einen Wink!“

Der Scherenschleifer mochte die Bedeutung dieser Mahnung erkennen, denn er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Im übrigen," fuhr der Förster fort, „könnt Ihr Euren Wilhelm jeden Augenblick wieder haben; ihn bindet gar nichts, d. h. wenn er selber will. Will er aber in meinem Hause und Dienste bleiben, so bleibt er, ich bin mit ihm zufrieden."

In demselben Augenblick trat Wilhelm ein. Er war draußen, nicht weit vom Hause, beschäftigt gewesen und hatte die laute Stimme gehört und erkannt. Vater und Sohn standen sich gegenüber und blickten sich an. Der Junge streckte dem Vater mit abwehrendem Bitten die Hand entgegen, seine Lippe zuckte, es war, als ob er um das rechte Wort ränge. Endlich brachte er's mühsam, wie unter zurückgehaltenem Weinen, hervor: „Vater, du mußt danken, tausendmal danken, daß sie mich hier aufgenommen haben! ich war ganz verlassen und verloren, als ich wiederkam, nun bin ich hier ein anderer Mensch geworden. Ich kann's mein lebtag nicht vergessen, was sie an mir gethan. Vater, so danke doch, was stehst du so da!" und die alte Natur äußerte sich bei dem Jungen, er stampfte dabei heftig mit dem Fuße.

Die Wirkung dieses Auftretens und Redens war furchtbar bei dem Vater. Alles Blut wich ihm aus dem Antlitz, er biß die Zähne zusammen, daß es knirschte. Dann stieß er hervor: „Also zu einem alten Weibe hast du dich machen lassen? was sie dir gethan, hast du vergessen? Du Narr!" lachte er mit grausigem Hohn auf. „Du wahrer Narr! sie haben dich überlistet! Die feinsten Diebe werden die besten Schergen, das wissen sie wohl; und du bist so stockdumm, daß du dich übertölpeln läßt! — Ha! Ha! von wem hast den dicken Schädel geerbt, du

Strohkopf? von mir gewiß nicht! und das kalte, weiße Blut? von mir auch nicht! Durch meine Adern kocht heißes, rotes Blut, wie's einem Manne ziemt!" Dabei schlug er sich mit der Faust auf die Brust, die braun und behaart aus dem offenen, unsaubern Hemde hervorschaute. — „Meinetwegen bleib', was du bist, du Geck, wenn du's nicht besser haben willst! Gefällt dir wohl in deinem schmucken, grünen Rock, du sauberes Jägerbürschlein? ha! ha! meinetwegen, was geht's mich an! Aber mit Euch bin ich noch lange nicht fertig, Herr Förster! erst steckt Ihr mir den Jungen ins Zuchthaus, und dann stehlt Ihr mir sein Herz! — Auf Erden giebt's keine Gerechtigkeit für geringe Leut', das weiß ich längst; aber mein Recht soll mir werden, so wahr ich lebe, ich nehm's mir selber und frag' den Henker danach, was draus wird!" Auf diese Rede setzte er noch einen derben Fluch und ging davon. Draußen aber drehte er sich noch einmal um und hob schüttelnd die geballte Faust gegen das Forsthaus; dann verschwand er zwischen den Bäumen.

Drinnen war alles ganz still. Der Förster saß ruhig vor sich hinblickend da, und man sah's ihm an, daß dieser Auftritt ihn keineswegs überrascht hatte. Wilhelm war bei des Vaters Rede todesbleich geworden; ein paarmal war er emporgeschnellt, als müsse er gewaltsam das böse Wort hindern und zum Schweigen bringen, aber wie von einer höheren Macht gebunden, war er dann in sich zusammengesunken. Jetzt stand er da wie zerknickt und zerschlagen. Die Arme hingen ihm schlaff am Leibe herunter, das Haupt war ihm auf die Brust gesunken, die Kniee standen eingebrochen. Er atmete schwer und tief.

„Wilhelm!“ hob der Förster an, „es ist freilich hart und schwer für einen Sohn, einen solchen Vater zu haben! das vierte Gebot wird dir nicht leicht gemacht, mein armer Junge!“ — Dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn mit tiefem Mitleid an. — „Du mußt's ja selber wissen, was du thun sollst; mußt beten, daß dich Gott erleuchte. Eins weißt du ja: wie heilig auch das Band ist zwischen Vater und Sohn, man soll auch da Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!“ Die Worte lösten dem Wilhelm das Herz von dem Drucke, welcher darauf lastete. Sachte sank er nieder vor dem Förster und legte seinen Kopf auf dessen Hand und dankte ihm mit Thränen.

Elsbeth, die gleich bei den ersten Worten des wütenden Scherenschleifers, wie eine Taube vor dem Raubvogel, in ihr Kämmerlein geflüchtet war und da sich angstvoll in einen Winkel geschmiegt hatte, kam jetzt mit leisem Schritt wieder heran, und Wilhelm fühlte die linde Hand in seiner herabhängenden Rechten. Die Hand zog und hob ihn die Höhe, und als er wieder auf den Füßen stand, da streichelte dieselbe Hand ihn so tröstend über die braune Wange, daß es dem Burschen wie ein Wonneschauer durch die Glieder rieselte. Dann legte sie seinen Kopf sanft an des Vaters linke Schulter und den eigenen an die andere Seite, und nickte ihrem Gegenüber freudig zu, als wollte sie sagen: „Wir teilen uns in seine Liebe! ich gebe dir die Hälfte ab!“ Der Vater zog aber beide fest an sich, und Wilhelm dachte: „Bin ich noch auf Erden oder schon im Himmel?“

Von diesem Tage an fühlte sich Wilhelm mit unzerreißbaren Banden an das Forsthaus gebunden, und ob es

auch wie eine tiefe Wunde durch sein Herz ging, daß er losgerissen sei von denen, welchen er von Natur angehörte, so stand es ihm doch ganz klar und fest vor der Seele, daß nicht er selbst nach seinem eigenen Belieben und Gelüsten, sondern daß der allmächtige Gott dieses Band gelöst habe.

Nicht lange nach jenem Auftritt war er auch seiner Mutter im Forste begegnet, die mit den jüngeren Geschwistern Holz gelesen und nun unter einem schweren Bündel gebückt heimging. Mit großen Augen starrte das Weib auf ihren erstgebornen Sohn hin, der in seiner schmucken, grauen Joppe mit grünem Kragen vor ihr stand in der vollen Kraft und Schönheit seiner Jugend. Zuerst ging etwas wie Staunen durch ihre Züge, als dächte sie: ist das wirklich mein Sohn? Dann wandelte sie ihre Miene und nahm einen bösen, tückischen Ausdruck an, und mit Spott und Hohn sagte sie: „Ei, das trifft sich ja herrlich! die Mutter mit dem Holzbündel auf dem Rücken, und der Herr Sohn im Jägerrock! Soll ich auch abladen? Will der gestrenge Herr auch nachsehen, ob etwa gebrochenes Holz darunter ist? Das wäre hübsch, wenn der Sohn die eigene Mutter aufs Amt brächte!“ — Die Kinder standen herum und schauten diesem Auftritt zu, die schwarzäugigen Buben mit trotziger Haltung und finsterer Miene, die Mädchen neugierig und schnippisch.

Wilhelm war von Herzen traurig. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Mutter, wie mögt Ihr nur so reden! Wenn Ihr's wolltet, ich trüge Euch gern das Bündel nach Hause. Es ist ja auch erlaubt, Holz zu sammeln, und keiner wehrt es Euch. — Mutter, habt Ihr mich denn auch verstoßen? Was hab' ich denn gethan? Ihr solltet Euch

doch freuen, daß ich auf einen andern Weg gekommen bin! Ihr solltet doch selber das schlechte Herumtreiberleben aufgeben und wie andere Leute redlich leben und die Kinder in die Schule gehen lassen und zum Guten anhalten!"

„Ei, wie fein der Herr Sohn das Predigen gelernt hat! Nur schade, daß er zu spät damit kommt! Wenn wir auch tausendmal wollten, wie können gar nicht mehr! Eine Nessel wird keine Rose, und ein Dornstrauch kein Feigenbaum. Die Kinder in die Schule! — Seh' er doch die Lumpen an, worin sie einhergehen, so nimmt sie kein Schulmeister an. — Hat denn der Herr Sohn auch Geld in der Tasche? Zu solchem schmucken Rock gehört auch Geld. Dann geb' er mir etwas zur Miete, die ist schon lange fällig, und der hartherzige Bauer will keine Geduld mehr haben!"

Wilhelm holte ein Stück Geld hervor. „Ich hab' noch kein ander Gehalt als das Schießgeld, ich lerne noch, und da ist's schon viel, daß ich außer Kost auch noch anständige Kleidung bekomme; mehr hab' ich nicht wegzugeben, nehmt's nur, Mutter, und wenn ich kann, soll's auch später nicht dran fehlen."

Das Weib nahm das Geldstück ohne Dank, nickte kurz und ging davon. Vor sich hin dachte sie, da sei's doch einträglicher, in heller Mondnacht ein Stück Wild auf eigne Rechnung zu erlegen und es dem Wildhändler in die Stadt zu bringen.

Wilhelm saß an diesem Abend traurig da und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Auf Befragen des Försters erzählte er von der Begegnung und meinte, er müsse doch wohl aus der Gegend fort; er könne doch nicht die

eigenen Eltern der gerechten Strafe überliefern. Er wußte es nur zu gut, daß der Vater heimlich eine alte Büchse hatte und mit derselben wohl zu treffen verstand; daß auch die Mutter es beim Holzsammeln nicht genau damit nahm, junge Bäume zu brechen. Der Förster meinte drauf, da gelte es: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!"

Es sollte denn auch ganz anders kommen.

Bei ihren fortgesetzten Besuchen hatte Elsbeth von der alten Töpfer-Lise genugsam erfahren, wie Haß und Feindschaft ungebrochen seien im Herzen des schwarzen Peter. Die Alte berichtete, wie oft sie es mit anhören müsse, daß er mit Flüchen die ärgsten Drohungen und Verwünschungen über den Förster ausstoße. Sie konnte ja jedes Wort vernehmen, was drüben geredet ward, besonders wenn sie in ihrer Schlafkammer im Bette lag, dessen Nische auf eigentümliche Weise in die Nachbarstube hineingebaut und nur durch eine Bretterwand davon getrennt war. Aber sie tröstete sich selbst und Elsbeth mit dem Worte: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, er wird dich versorgen!

So war man ins neue Jahr hinübergekommen. Der Winter hatte sein Recht geltend gemacht. In dichten Massen war der Schnee gefallen, und die Kälte danach in erhöhtem Grade eingetreten. Nun gab's für den Förster und seinen Burschen draußen viel zu thun beim Holzfällen und Ausweisen der Bäume, die geschlagen werden sollten. Ja, manche Nacht verbrachten die beiden Jäger in der Fuchshütte. — Da war's an einem stillen Sonntagsnachmittage; draußen herrschte ein klarer, kalter Januartag, der beinah volle Mond stand schon am Himmel.

„Du wirst's wohl auch gehört haben, Wilhelm," hob der Förster an nach dem Abendessen, „daß in der letzten Nacht wieder zwei scharfgeladene Schüsse fielen; es muß unten am Erlenbach gewesen sein, wo das Wild seinen Wechsel hat. Des Sonntags wegen habe ich heute noch nicht nachspüren wollen. Später am Abend werde ich aber zur Fuchshütte gehen, von da aus kann ich das Terrain selber ungesehen überblicken; wir dürfen's doch nicht unbeachtet lassen, was da vorgeht."

„Nehmt mich mit, Förster," sprach Wilhelm, „ich möchte nicht, daß Ihr allein ginget!"

„Nein," antwortete der Förster, „du bleibst hier und gehst zur Ruh; ich will's allein abmachen."

Der Bursche schwieg, wußte er doch wohl den eigentlichen Grund, weshalb er nicht mit sollte. Der Förster hatte wohl, wie er selber, seine Gedanken über das nächtliche Schießen und den Jäger, der die grimmige Kälte der Januarnacht nicht scheute. Elsbeth hatte mit kluger Miene zugehört, sie wußte auch, um was es sich handelte.

Bald stand Wilhelm auf, und man hörte ihn oben in seine Kammer gehen, die nach hinten hinauslag. Danach stand auch der Förster auf, holte seinen Rock, der mit schwarzem Schafsfell gefüttert war, zog die großen Wildhandschuhe an, warf die Flinte über die Schulter und bot dem Töchterlein Hand und Mund zur guten Nacht. Elsbeth hielt die Hand des Vaters fest und schaute ihn besorgt an. Er wußte, was sie auf dem Herzen hatte, und sagte: „Sei unbesorgt, mein Kind, ich steh' in Gottes Hut! Auch ist nicht viel dabei, dem Wilddieb eine Portion Schrotkörner in die Waden zu jagen, daran stirbt keiner."

So ging er davon, den Hunden bedeutend, dazubleiben. Das Mädchen rückte den Tisch mit der Lampe an den warmen Ofen, nahm die Bibel vom Sims und fing an zu lesen. Von Zeit zu Zeit faltete sie die Hände, und man sah's in ihrem Antlitz, das sie betend das Gelesene im Herzen bewegte.

Da hoben beide Hunde, welche sich neben dem Ofen hingestreckt hatten, die großen Köpfe in die Höhe, als hörten sie etwas. Darauf ging der eine an die Thür und schnupperte an der Spalte, und gleich hernach schlugen beide an, es klopfte an dem geschlossenen Fensterladen. Das Mädchen brachte die Hunde zur Ruh; dann ging sie ans Fenster, um zu sehen, wer draußen sei.

„Elsbeth! liebe Elsbeth!" rief eine Stimme von draußen, die deutlich als die der alten Töpfer-Lise zu erkennen war, „laß mich ein! schnell! ich habe dir etwas zu sagen!"

Die Thür war schnell geöffnet, und herein schlüpfte die Alte, dicht vermummt und verhüllt, um sich vor der Kälte zu schützen. Sie war rasch gelaufen, der Atem war ihr vergangen, aber es war nicht bloß das; vor großer innerer Erregung konnte sie nur mühsam sprechen. In fliegender Hast berichtete sie der angstvoll gespannten Elsbeth, daß sie, ohne es zu wollen, ein Gespräch erlauscht zwischen dem Scherenschleifer und seiner Frau; sie sei früher als sonst zu Bett gegangen, weil sie nicht habe warm werden können, das Feuer im Ofen sei ihr zu früh ausgegangen, und da habe sie gehört, wie der Nachbar von einer Jagd geredet, die er heute Abend oder in der Nacht vorhabe. Es müsse ihn alles trügen, habe er gesagt, so komme der alte Schlei-

cher, der Förster, in die Fuchshütte, um zu lauern; er habe nicht umsonst die letzte Nacht scharf knallen lassen, da wolle er ihn schon herauslocken und ihm dann eins auf den Leib brennen, um die Rechnung richtig zu machen, die er mit ihm habe. Dabei habe er scheußlich gelacht und noch hinzugefügt: einen guten Braten bring ich dann auch gleich mit heim, es geht in einem drauf.

„Was sollen wir nun thun?" fragte die Alte, „wo ist dein Vater?" — Aber Elsbeth hatte nur einen Augenblick, wie von Schreck gelähmt, dagestanden; dann fuhr sie in die Höhe, raffte ein zur Hand liegendes Tuch um sich und flog in den mondbeglänzten Forst hinaus, viel zu schnell, als daß die alte Töpfer-Lise auch nur hätte dran denken mögen, ihr zu folgen. Noch stand sie ratlos da, als es oben im Hause sich regte. Ein rascher, fester Schritt kam herab; es war Wilhelm. Er blickte allenthalben umher, und als er Elsbeth vermißte, eilte er gleichfalls in den Wald hinein. Das Mädchen war ihm aber schon weit voraus, sie kannte jeden Pfad und Steig, sie schmiegte und bückte sich behende durch Busch und Strauch, immer auf kürzestem Wege dem Erlenbruch entgegeneilend. — Jetzt lag die Lichtung vor ihr. Im klaren Mondschein, der durch die Schneedecke beinahe zur Tageshelle gesteigert ward, lag alles deutlich erkennbar vor ihr. Die Schießhütte, der Pferde-Leichnam davor, die Thür der Hütte mit der viereckigen Öffnung; sie konnte alles erkennen.

Scharf spähten die Augen des Mädchens umher. Kein Laut regt sich in der weiten, tiefen Stille des Waldes. Der harte Winterfrost hat alles Lebendige zum Schweigen gebracht. Da tönt ein Geräusch aus dem kurzen Erlen-

gesträpp an ihr Ohr. Sie hält die Hand schützend vor die Augen, um schärfer sehen zu können. Es ist ein Fuchs, der sich dem toten Pferde zuschleicht; er ist schon nahe heran. Sie weiß es, daß gleich ein Schuß fallen wird und dann die Thür der Schießhütte sich öffnen muß, denn der Vater fehlt nicht. — Da trifft ihr spähendes Auge auf etwas anderes. Es bewegt sich unter der Buche drüben, die am weitesten in die Lichtung hervortritt; jetzt erkennt sie's: es ist die lauernde Gestalt eines Mannes, er hat die Büchse erhoben; jetzt neigt er den Kopf nach vorne, sie erkennt den spitzen Hut des Scherenschleifers. Das Leben des Vaters hängt an einem Augenblick. Sie fliegt durch den Schatten, den die hohen Bäume in den Grund hinein werfen, sie muß den Vater noch rechtzeitig warnen. Der Fuchs ist jetzt an den Leichnam herangeschlichen, er lauscht, noch ist er nicht schußgerecht. Sie blickt unverwandt hinüber nach der Buche, jetzt sieht sie den Lauf der angelegten Büchse im Mondlichte glänzen, ein Schuß kracht aus der Schießhütte, Elsbeth sieht, wie die Thür sich öffnet, — sie ist ganz nahe, — die Angst steigt ihr bis an die Seele, — sie *muß* schreien. „Schieß nicht!" ruft sie hinüber nach den Buchen. „Mein Vater!" — da fällt der Schuß! Das Mädchen stürzt neben der Hütte nieder.

Der alte Förster eilt herbei; er beugt sich über sein Kind. *Er* ist nicht getroffen. — Hat die Kugel *ihrem* jungen Leben ein Ende gemacht? — Wer stieß den Ruf aus? Es war eine weibliche Stimme, er hat's deutlich erkannt! — Das Mädchen richtet sich auf, auch sie ist nicht getroffen, sie ist nur gestrauchelt. — *Sie kann sprechen*, — vor der furchtbaren Erschütterung ihres ganzen

Wesens hat die Lähmung der Zunge weichen müssen! — In diesem Augenblick aber weiß sie selber noch nicht, wie ihr geschehen. Sie sieht, wie drüben unter der Buche eine zweite Gestalt aufgetaucht ist; die beiden ringen miteinander. — „Da! da!“ ruft sie und weist hinüber, und schon eilt sie dem Vater voraus.

Wilhelm ist von der andern Seite dem Erlenbruch zugeeilt; er ist gerade in dem Augenblick gekommen, als sein Vater zum Schusse angelegt. Sein helles Auge hat sofort alles überschaut. Noch ehe der andere sein Kommen bemerkt, schlägt er die Büchse in die Höhe, daß der Schuß sein Ziel verfehlen muß. Der Sohn will nun dem Vater die Büchse entreißen, und es entspinnt sich ein heftiges Ringen und Kämpfen. Da sieht der Alte den Förster und Elsbeth herankommen, läßt die Büchse fahren und schlägt sich rasch seitwärts ins Gestrüpp, der Übermacht weichend.

„Laßt ihn laufen!“ ruft der Förster. „Er ist schon gerichtet!“

Wilhelm steht wie erstarrt, denn mit dem Ausruf: „Gott sei Dank, er ist gerettet!“ eilt Elsbeth auf ihn zu.

Am nächsten Morgen sah man keinen Rauch aufsteigen aus den beiden Schornsteinen der Hütte am Walde. Die Bewohner waren alle auf und davon. Die alte Töpfer-Lise hatte man die Nacht im Forsthause behalten. Die Scherenschleiferfamilie hatte diesmal den Frühling nicht abgewartet; sie haben sich bereits auf die Wanderschaft begeben trotz Schnee und Kälte, sind auch niemals wiedergekehrt. — Im Forsthause aber gab's eine wunderbare Feier. Elsbeth konnte selbst zuerst gar nicht an ihr Glück glauben; sie versuchte zaghaft und mit leiser Stimme, ob

denn die Begebenheit der Nacht kein Traum gewesen, ob das Wunder wirklich geschehen sei; sie fiel zuerst in ihrem Kämmerlein auf die Kniee, und es geschah ihr, wie dem Stummen im Evangelio: sie redete recht! und dankte nun mit lauter Stimme dem Herrn, der alles wohl gemacht.

Der erste, der ihr begegnete, war Wilhelm. Er trat in großer Bewegung auf sie zu. „Elsbeth!“ rief er, „ist es denn wahr, du kannst sprechen!?“ und seine Augen standen in hellen Thränen. Sie legte ihre Hand in die seine und blickte ihm erst lange tief bewegt in sein Antlitz, dann sagte sie langsam und feierlich: „Du hast ihn gerettet! wie soll ich dir das danken?“ Wilhelm antwortete gar nichts; jetzt war das Verstummen an ihn gekommen, aber seine Augen und der Druck seiner Hand redeten laut genug.

Als der Vater und die alte Töpfer-Lise nun mit ihnen beim Frühstück vereinigt waren, da gingen die Blicke des Försters mit seltsamem Ausdruck von Elsbeth zu Wilhelm und wieder zurück, daß die beiden ihre Augen senken mußten. „Wie ich's dir lohnen soll, mein braver Junge, das brauche ich wohl nicht zu fragen! Wenn du deine Lehrzeit wacker bestanden und ein tüchtiger Weidmann geworden, soll dir dein bester Lohn nicht vorenthalten werden!“

Die Jahre kamen und gingen. Der alte Förster saß müde und altersschwach im Lehnstuhl beim Ofen. Wilhelm war längst sein Nachfolger und Elsbeth sein Weib geworden. Die linde Hand der Försterin war aber noch immer weit und breit wohl bekannt bei allen, die in Not und Elend waren, auch jetzt, da zu der

linden Hand ein trostreich gutes Wort der aufgeschlossenen Lippen sich gesellte.

Da ward eines Tages die Botschaft ins Forsthaus gebracht, an der Landstraße draußen liege ein verkommener, elender Mensch, ein alter Mann mit eisgrauem, verwildertem Haar und Bart; er habe verlangt, daß man ihm die Elsbeth aus dem Forsthause herbeihole, er könne selbst nicht mehr hinkommen und habe ihr noch etwas Wichtiges zu sagen. — Der Alte sei todesmatt und ganz erschöpft.

Elsbeth nahm schnell in einem Körbchen etwas zur Stärkung mit und eilte hin. Es war so. Unter einem Baum am Wege, den Kopf an einen Stein gelehnt, lag ein alter Mann da. Er war so schwach, daß er den Kopf nicht mehr heben und die Augen nicht mehr aufschlagen konnte. Elsbeth kniete neben ihm nieder, sie redete zu ihm. Da schüttelte er leise das Haupt, als wolle er sagen: das ist die rechte nicht. Nun rieb sie ihm Stirn und Schläfe, netzte ihm die trockenen Lippen mit Wein und stützte dabei das herabsinkende Haupt. Da ging es leise über seine Lippen: „Die linde Hand! die linde Hand!“ Das Haupt hatte sich noch tiefer gesenkt, er war tot! Elsbeth hatte ihn sofort erkannt als den verschollenen Vater ihres Wilhelm. Jetzt faltete sich stille die linde Hand über dem grauen Haupte des alten Mannes zu einem „Vater Unser!“

Dann stand sie ruhig auf und ging langsam heim.

LIBRARY OF CONGRESS
0002536964 6